

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N. 34. Jahrg. III.

1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Wolfgang, der einen Moment nicht wußte, ob er wachte oder träumte und ob das Ganze nicht vielleicht doch nur ein Spuk seiner erregten Sinne war, — so überwältigte ihn die unwillkürliche Freude über diesen wunderbaren Zufall, — hätte im nächsten Augenblick hinausjauchzen mögen in den Sturm; ein wunderbares Kraftgefühl schwellte ihm jeden Muskel; seine Sehnen strafften sich und er wünschte, daß die Gefahr größer sein möchte, als sie war; er fühlte sich allem gewachsen, und eine fast übermüthige Kampflust loderte in ihm auf und forderte die Wuth des Sturmes auf, ihr Neuestes zu thun. Ihm war nicht bang, und freundlich ermunternd rief er Martha zu:

„Fürchten Sie nichts, die Geschichte hat ganz und garnichts zu bedeuten und ich bringe Sie sicher hinab in die Stadt. Geben Sie mir nur Ihren Arm, und dann wollen wir es einmal vereint mit diesem unmanierlichen Nordost aufnehmen. Können Sie schon wieder weiter oder wollen Sie noch ein paar Minuten rasten?“

Sie nickte nur und that als Antwort einen Schritt dem Sturm entgegen.

„Brav so, wir dürfen uns doch auch nicht von Froude beschämen lassen.“ Das stolze Thier hatte sich bereits wieder mit gesenktem Kopf in Marsch gesetzt, aber in dem Augenblick, in dem es den Hohlweg und den Schutz der Seitenwände desselben verließ, warf es die Gewalt des Sturms, der an dieser Stelle am tollsten tobte, fast auf die Seite, sodaß es ein murrendes Geheul ausstieß; und auch Wolfgang und Martha wankten, als sie diese kritische Ecke vor der Martha eine Viertelstunde vorher erschöpft hatte Halt machen müssen, passirten. Einmal wieder im Freien, kamen sie langsam aber stetig vorwärts, und Martha's einzige Antwort auf Wolfgang's besorgte Fragen, ob sie nicht wieder Halt machen sollten, damit sie ein paar Minuten ausruhen könnte, war ein verneinendes Lächeln, und am liebsten hätte sie gefragt: „Soll mir Ihre Nähe nicht die Kraft einflößen, mit Ihnen Schritt zu halten? Und ich bin auch gewiß kein nervenschwaches Dämchen, das in einer solchen Situation nichts Besseres zu thun weiß, als in Ohnmacht zu fallen und sich tragen zu lassen.“ Sie erröthete über den eignen Gedanken, — mußte sie sich gestehen, daß er etwas seltsam Süßes und Verlockendes hatte?

Die Heftigkeit des Sturms verminderte sich nicht, aber als sie erst den Wald erreicht hatten, der ihnen Schutz bot, achteten sie desselben kaum noch und schritten in dem nur auf wenige

Schritte einen Ausblick gestattenden Gefüßer langsamer dahin, als unbedingt nöthig gewesen wäre; sie hatten es ja beide nicht so eilig, dieses unvermuthete, beglückende Beisammensein zu beendigen.

Wolfgang ließ sich von Martha erklären, wie sie bei diesem greulichen Unwetter in's Freie gekommen war. Ein Samariterengang in ein benachbartes Dorf, von dem man daheim nichts wußte und auch nichts erfahren sollte, hatte ihr mehr Zeit gekostet, als sie erwartet hatte, und der Wunsch, vor Einbruch der Nacht die Stadt wieder zu erreichen, hatte sie verleitet, den ihr „so vertrauten“ (sagte sie das absichtslos?) näheren Weg einzuschlagen.

Wie lieb und herzlich klang es, wie stolz und glücklich machte es sie, als Wolfgang erwiderte:

„Mir verrathen Sie kein Geheimniß, wenn Sie mir sagen, daß Sie Armen und Glenden Hilfe gebracht und ihnen — was vielleicht mehr ist — in theilnahmsvoller Weise Trost eingeprochen haben. Ich habe Ihren Namen oft nennen hören, von lebensmüden Greisen und von verkümmerten Kindern; ich habe ja so manchen Blick in die Hütten gethan und werde, was ich so gesehen, nie vergessen.“

Martha war nahe daran, sich mit Bitterkeit und Entrüstung darüber auszusprechen, daß Wolfgang grade seiner Theilnahme für die Armen wegen angefeindet werde, der Name des Rectors schwebte ihr auf der Zunge, aber — nie war es ihr kindischer vorgekommen, diesen sicheren, kühnen, besonnenen Mann warnen zu wollen, und wenn sie es that und die Warnung ihm als ein Ausfluß kleinlicher weiblicher Klugheit erschien und ihn unangenehm berührte, hätte sie dann nicht muthwillig den Zauber gebrochen, der über ihnen waltete? Und konnte er nicht auch glauben, sie wolle ihn in Ermanglung anderer Berührungspunkte dadurch für sich interessieren und eine gewisse Bundesgenossenschaft zwischen ihnen herstellen, daß sie Sympathien mit seinen politischen und sozialen Anschauungen verrieth? Mußte er nicht denken: „Davon verstehen Sie ja doch nichts, es muß also einen sehr persönlichen Grund, den Grund, sich mir angenehm zu machen, haben, wenn Sie solche Fragen herbeiziehen?“ Und sie that aus Zartgefühl das Unklugste und Unpraktischste, was sie nur thun konnte — sie schwieg.

Sie hatte flüchtig auch den Gedanken, Wolfgang offen und ehrlich zu fragen, was ihn an jenem Abend, an dem eine so

auffällige Wandlung mit ihm vorging, so seltsam verstimmt habe; sie wollte ihn herzlich bitten, ihr eine ebenso offene und rückhaltlose Antwort zu geben, und vielleicht bekam sie dann auch Aufschluß über den Abbruch jedes Verkehrs und darüber, daß er nie wieder eine Einladung erhalten hätte. Aber sie schrak vor dem Wagniß zurück, sie fürchtete, sich einer Mißdeutung auszusetzen, sie zitterte davor, Wolfgang durch ein zu sichtliches Entgegenkommen zurückzustößen und einen Verdacht in ihm zu erwecken, an den sie nicht denken konnte, ohne tief und brennend zu erröthen. Ja, hätte Wolfgang nur mit einer Silbe davon gesprochen, daß sie sich so lange nicht gesehen, hätte er das leiseste Bedauern darüber geäußert! Aber er knüpfte ja, mit absoluter Uebergehung der ganzen Zwischenzeit, da wieder an, wo sie an jenem Abend abgebrochen hatten, und konnte er nicht Gründe dafür haben, die lange Pause, die für ihn vielleicht herbe Erinnerungen barg, mit Stillschweigen zu übergehen? Und war das, was er that und fühlte, nicht recht und gut, sodas sie nicht anders konnte, als sich ihm fügen, auch wo sie ihn nicht verstand? War zudem nicht alles, alles wieder gut, war er nicht in Blick und Ton ganz der Alte, und war nicht vielleicht alles, was sie geträumt und gefürchtet, sehr, sehr thöricht? Mußte denn auch gesprochen sein, da schon in dem bloßen Einanderwiederhaben, in dem langsamen Nebeneinanderhergehen ein so reines Glück lag?

Wie schade, daß uns nicht wenigstens in unsern Herzensnöthen ein Schutzengel zur Seite geht, der so freundlich ist, uns in kritischen Momenten einen guten Rath zuzuslüstern und uns so vor verhängnißvollen Unterlassungssünden zu bewahren! Hätte ein solches gutmüthiges, allwissendes Fabelwesen unsichtbar zwischen den beiden Menschen geschwebt, die zuletzt so langsam durch das Flockengewimmel schritten, als hätten sie am liebsten jeden Schritt zurückgethan, der sie ihrem Ziele entgegenführte, es hätte Martha zugerant: „Sprich und sprich sofort; sag ihm, daß du auch vor seiner Parteilichkeit nicht zurückschreckst, daß du, um ihn zu vertheidigen, zum ersten und vielleicht letzten male in deinem Leben auf einen politischen Streit dich eingelassen hast. Er wartet darauf, mit ungeduldigem Herzklopfen, daß du thust, was Leontine und selbst das Kind Emmy gethan haben und was er ihnen kaum gedankt hat, während er es dir von ganzer Seele und in überströmendem Gefühl danken würde.“ — Und Wolfgang's Hand hätte es leise, aber fest zurückgehalten, als sie schwer ward und niedersinken wollte, und ihm in's Ohr gehaucht: „Noch nicht, erst laß sie reden; dann thue, was du willst und was dein Herz dich lehrt. Du wirfst eine Voreiligkeit, die fünf Minuten nicht warten mag, mit Dual und Thränen bezahlen.“

So aber blieben sie sich selber überlassen; Martha kämpfte, überlegte und zauderte, und als sie endlich den Mund öffnen wollte, um die paar Worte zu sprechen, die fortan kein Mißverständnis zwischen ihnen hätten austauschen und Macht gewinnen lassen, da war es zu spät, denn — schon sank Wolfgang's Rechte schen und kaum fühlbar, leise und lose auf die ihre, um einen Moment da zu ruhen und dann, wie auf einem strafbaren Vergehen ertappt, rasch zurückgezogen zu werden. Es konnte ein Zufall gewesen sein, aber die bloße vertrauliche Berührung dieser Hand — wohin war der wildlederne Handschuh gerathen, den sie sich erinnerte, anfänglich an ihr gesehen zu haben? — jagte Martha alles Blut zum Herzen; die Worte erstikten ihr in der Kehle, sie fühlte, wie sie erröthete, und ihre Augen mieden die Wolfgang's, der das freilich nicht bemerkte, denn er befand sich in ganz derselben hilflosen Gemüthsverfassung und fürchtete sich vor dem Blick jener ruhigen, ernsten, dunkeln Augen. Konnte dieser Blick nicht ein verwunderter, fragender, vorwurfsvoller sein, eine stumme Verwahrung gegen jede Wiederholung einer solchen Vertraulichkeit? Dennoch zwang es seine Hand wenige Minuten später wieder herab auf die kleine Linke im gefütterten Glacehandschuh, die um keinen Preis von ihrer Stelle gewichen wäre, seitdem sie erfahren hatte, welchen angenehmen Gefahren sie hier ausgefetzt war, und diesmal fühlte Martha, daß es kein Zufall war und sein konnte, denn die Hand des jungen Mannes umfaßte, wenn auch kaum fühlbar, die ihre und — wurde nicht wieder zurückgezogen. Martha zitterte davor, diese Hand durch eine Bewegung der ibrigen zu verschenden, sie würde so traurig gewesen sein, wenn sie absichtslos eine neue Flucht herbeigeführt hätte, und am liebsten hätte sie sich herabgebogen und ihre Lippen auf diese schüchterne, zaghafte Hand gepreßt. Zwischen dem, was wir in solchen Momenten thun möchten und wirklich thun, besteht aber ein merkwürdiger Unterschied; als die liebe Hand die von ihr umfaßte leise drückte, wagte sie nicht, diesen Druck zurück-

zugeben; sie wagte nicht, Wolfgang anzusehen, so sehr sie sich danach sehnte, in seinen Augen die stumme Bestätigung der Vermuthung zu lesen, die einen Schauer von Glück über sie ausgoß, und sprechen hätte sie vollends nicht gekonnt; es pflegt uns in derartigen thöricht-süßen Momenten absolut nichts halbwegs Vernünftiges einzufallen, und auf die Worte, die uns zur Wiedergabe unserer Empfindungen zur Verfügung stehen, blicken wir nun vollends gar mit souveräner, unauslöschlicher Verachtung herab. Höchstes und reinstes Glück ist immer stumm, und dieses jeden Laut fürchtende, fast andächtige Verstummen kam über beide. Als vollends Wolfgang's kleiner Finger sich den Martha's suchte und sich um ihn legte, hatten sie das Gefühl, als müßten sie noch stundenlang so fortgehen, gleichgiltig wohin, und Proud konnte froh sein, daß Wolfgang, der ja wußte, daß Martha daheim nicht vermißt sein wollte, nicht einmal einen Umweg zu machen wagte, — hätte er sich einfallen lassen, ihr eine Waldpartie vorzuschlagen, sie hätte willenlos genickt und man wäre wohl noch vis in die sinkende Nacht durch das Geflüster gewandert, ohne an den armen, treuen, triefenden Proud zu denken, den man ganz und gar vergessen zu haben schien und der soviel instinctive Distretion befaß, sich nicht bemerkbar zu machen und stumm hinterher schritt. Aber selbst auf der kurzen Strecke Wegs, die noch zurückzulegen war, setzten die beiden Hände das Miteinandervertrautwerden mit merkwürdigem Erfolg fort, und als man vor dem Hause des Kommerzienraths stand und Martha die erste Bewegung machte, ihren Arm aus dem Wolfgang's zu nehmen, da hatte dieser erst eine sehr innige Verschlingung aller Finger der beiden Hände zu lösen; vier der seinen hatten sich nach und nach zwischen je zwei Martha's gedrängt und nur für den kleinsten war nicht mehr Rath geworden; dafür war er freilich auch nicht mit gefangengenommen worden, als Martha's Hand sich unwillkürlich schloß und die vier Röhren festhielt, die allerdings diese Gefangenschaft viel zu süß fanden, um sich aus derselben fortzuzuwünschen.

Und dann stand man sich ein paar Augenblicke länger gegenüber, als nöthig gewesen wäre, und — hätte sich am liebsten gefragt: „Morgen?“ Aber es ging noch immer nicht mit dem Sprechen, und grade, daß Martha ihm nicht dankte, machte Wolfgang sehr glücklich (er hätte natürlich auch jedes Dankeswort hinreichend gefunden). Sie gab ihm noch einmal die Hand; er drückte sie, als hätten sie einen Abschied auf ewig zu nehmen, und in dem Blick, den sie dabei, im Scheiden endlich Muth findend, tauschten, lag der innigste und herbdeste Ausdruck, zu dem ihre seltene junge Liebe nur immer gelangen konnte; es lag soviel übermenschliche Glückseligkeit in ihm, daß man ihn fast hätte traurig nennen können — Glück und Trauer sind einander näher verwandt, als man glaubt.

Man mochte sich nicht „Hammer“ und „Hoyer“ nennen und „Herr“ und „Fräulein“ waren vollends gar abscheulich und unaussprechbar; man hatte nicht den Muth zu „Wolfgang“ und „Martha“, und so kam es unwillkürlich, daß beide — seine Diplomatie der Liebe! — nur: „Gute Nacht!“ sagten. Aber wie vertraut und innig es auch dafür klang, dieses schlichte „Gute Nacht!“ —

* * *

Am selben Abend hatte in dem seit dem Kriege in „Gasthof zum preussischen Adler“ umgetauften „Hôtel de Prusse“ eine Sitzung des nationalliberalen Comité's für die bevorstehende Reichstagswahl stattgefunden, dem sowohl der Kommerzienrath als der Landrath von Wertowsky bewohnten. Beide Herren beschloßen, zusammen zu soupiren, da sie noch verschiedenes zu besprechen hatten, und als dem saftigen Kehrrücken volle Gerechtigkeit widerfahren war und man sich in der beglücklichen Stimmung, die eine gute Mahlzeit zu erzeugen pflegt, eine Cigarre angezündet hatte, um noch in Ruhe und Gemüthlichkeit eine verstaubte und mit Spinnengewebe behangene Flasche Burgunder anzustechen, hob der Kommerzienrath sein Glas und sagte im Vorgefühl des Sieges: „Trinken wir darauf, daß am 10. Januar den Schwarzen die Lust verleidet wird, in unserm Kreise je wieder im Ernst einen Kandidaten aufzustellen.“

Der Landrath ließ sein Glas mit dem Herrn Reichsachs anklingen, legte die Serviette beiseite und sagte, den Wein mit geübter Zunge bedächtigt nachkostend:

„Das kann leicht kommen, aber — glauben Sie dem, daß wir es nur mit dem Kandidaten des Centrums zu thun bekommen? Ich möchte nicht darauf schwören und bin auf einen dritten Bewerber gefaßt, wenn ich ihn auch vorerst nicht fürchte.“

„Aber, Herr Landrath, woher soll denn der Dritte kommen? Wir sind ja, wenn wir auch liberal heißen, so konservativ, daß sich alle konservativen Elemente uns angeschlossen haben, und eine Fortschrittspartei existirt in unserm Kreise doch nur noch dem Namen nach — Offiziere ohne Soldaten!“ Herr Reichach lächelte behaglich und überlegen.

„Nun, und die Rothen, Herr Kommerzienrath? Sie vergessen, daß das letztemal im ganzen Kreise noch kein sozialistischer Verein existirte; jetzt sind sie allerwärts aufgetaucht, wie Pilze nach einem warmen Regen, und die Leute werden einmal das ziffermäßige Resultat ihrer bisherigen Anstrengungen sehen wollen, die garnicht zu verachten sind. Ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß sie eine überraschend anständige Minorität erzielen würden.“

„Aber das fehlt grade noch, — das ist ja garnicht möglich, lieber Herr Landrath. Unser Vereinen hier am Plage besteht allerdings aus intelligenten Burschen — ich habe mich schon oft darüber geärgert —, aber was ihnen anhängt, ist doch fast ausschließlich heruntergekommenes, wüthes, gewaltthätiges Volk, das mehr abschreckt als anzieht; auf den Kern unserer Arbeiterschaft haben sie nicht den mindesten Einfluß, und die ganze Bürgerschaft ist ihnen spinnefeind, um nicht zu sagen todtfeind.“

„Meine Informationen klingen weit weniger rosig, bester Herr Kommerzienrath; man hat die unlauteren Elemente entweder diszipliniert oder abgestoßen und der Verein hat, wenn auch, aus naheliegenden Gründen, wenig Mitglieder, desto mehr heimliche Sympathien, und die Wahl ist ja, wenigstens nach der Meinung der Leute, die Farbe und Format eines Stimmzettels in ihrer Unschuld für gleichgiltig halten, geheim. Speziell Ihre Arbeiter sind, wie ich höre, sehr stark infizirt und unter Umständen ist mir ein kleiner Krawall, wie der in diesem Sommer, lieber, als die Einsicht, daß Krawalle und Putzche nur schaden. Sie lassen sich durch die Ruhe der Leute und ihre prinzipielle Vermeidung aller Widersehtlichkeiten täuschen.“

„Ah bah, — so schlimm ist es doch nicht, wenn ich auch zugeben will, daß ich mich vielleicht nicht genug um die Stimmung unter den Leuten gekümmert und den Andeutungen des alten Weinlich zu wenig Gewicht beigemessen habe. Vor allen Dingen fehlt ein Führer, der ihnen als Autorität gilt und auf den sie schwören; den Rheinländer, der das Zeug dazu gehabt hätte, haben wir gelegentlich mit guter Manier und ohne Aufsehen uns vom Halse geschafft.“

„Doch nicht so ganz rechtzeitig, mon cher, und dann ist wohl der Führer fort, aber die Autorität ist geblieben und übt Tag für Tag ihren unsahbaren, ideellen Einfluß aus.“

Der Kommerzienrath lächelte ungläubig. „Und wer wäre diese geheimnißvolle Autorität? Von ihr müßte ich doch schlechterdings auch etwas wissen, denke ich.“

„Sie scheinen sich wenig darum zu kümmern, was Herr Hammer außergeschäftlich treibt.“ — „Das ist kein Vorwurf,“ setzte der Landrath eilig hinzu, „denn das geht Sie im Grunde nichts an, und wenn er im Geschäft seine Pflicht thut und Ihnen nützlich ist, sind Sie mit einander im Reinen, abgesehen davon, daß mir dieser Herr Hammer ganz den Eindruck gemacht hat, als würde er sich jeden Versuch eines Eingriffs in sein privates Thun und Lassen sehr nachdrücklich verbitten.“

„Aber um Gotteswillen, Herr Landrath, was treibt er denn eigentlich? Jetzt wird mir die Sache ernstlich fatal und ich muß um genauen Aufschluß bitten.“ Zu der That hörten der Wein wie die Cigarre auf, Herrn Reichach zu munden, seit des Landraths Andeutungen eine so konkrete Form annahmen.

„Nachweisen läßt sich ihm nichts, dazu ist er viel zu klug, und vielleicht ist er auch eine zu kontemplative Natur, um an einer eigentlichen agitatorischen Thätigkeit, die ihm tausend praktische Rücksichten auferlegen würde, während er es lediglich mit der Idee zu thun haben mag, Geschmac zu finden,“ erwiderte der Landrath, den Herrn Reichachs Verblüfftheit und seine komische Verzweiflung höchlichst amüsirten.

Diese Auskunft beruhigte den Kommerzienrath wieder; tief aufathmend sagte er:

„Ja, aber Herr Landrath, wenn man ihm nichts nachweisen kann, läßt sich auch nichts thun.“

„Und was wollten Sie thun, wenn ich fragen darf?“

„Das kann doch nicht zweifelhaft sein; ich brauche ihn nöthig, sehr nöthig, wenigstens zur Zeit noch, aber wenn er hier eine sozialdemokratische Bewegung in Gang gebracht hätte, würde ich ihn, ohne auf meine Interessen Rücksicht zu nehmen, entlassen; von zwei Uebeln wählt man das kleinere, und ich werde niemals

an meinen Vortheil denken, wo es sich darum handelt, diese unheilvollen, verbrecherischen Bestrebungen zu bekämpfen.“

„Das sind die loyalsten Gesinnungen, die sich denken lassen, aber praktisch und klug gehandelt wäre dies wohl kaum. Ein befehrter und gewonnener Feind ist mehr werth, als ein zu Boden geschlagener, und selbst wenn sich dieser Herr Hammer frei herausgewagt hätte, wenn er offenkundig Sozialist wäre, würde ich für ein minder gewaltsames Verfahren plaidiren. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie ich Sie im Frühling auf ihn aufmerksam machte und mir zugleich erlaubte, Ihnen einen wohlmeinenden Wink zu geben? Ich sah voraus, daß seine etwas zu radikalen Ansichten ihn nach und nach zur Unterstützung staats- und gesellschaftsfeindlicher Bestrebungen bestimmen würden, weshalb ich Ihnen rieth, zu versuchen, ob es nicht möglich sei, ihn in unser Lager herüberzuziehen, was bei seinen Anlagen und Kenntnissen wohl der Mühe werth war. Nun finde ich alle meine Vermuthungen im vollsten Umfange bestätigt; es ist also jedenfalls nicht angänglich gewesen, den zweifellos begabten jungen Mann in unser Interesse zu ziehen und ihn nicht bloß unschädlich zu machen, sondern ihn sogar in geeigneter Stunde zu benutzen?“

„Erinnere mich sehr wohl, Herr Landrath; wie könnte ich auch einen Rath vergessen, den ein so einsichtiger und gewiegter Politiker wie Sie mir gab? Aber es hat sich nur eben mit Herrn Hammer nichts anfangen lassen, und die fatale Krawallgeschichte, die Sie ja im weitentlichen kennen, hat mich doch verdrossen, und ich habe seit der Zeit nur noch geschäftliche Berührungen mit ihm gehabt. Zuweilen kam mir wohl, wie ich schon erwähnte, andeutungsweise zu Ohren, daß er im Verdacht stehe, sich auf geheime Verbindungen mit den Arbeitern eingelassen zu haben, aber ich hielt das für müßiges Gerede, und ein Geschäftsmann ist ja ein vielgeplagter Mensch, der nicht Zeit hat, sich um solches Geschwätz zu bekümmern; er verlangt Thatsachen, wenn er sich mit Nichtgeschäftlichem befassen soll.“

„Was ihm kein Vernünftiger verübelt — gewiß nicht. Aber zu Ihrer Information theile ich Ihnen mit — ganz im Vertrauen, Herr Kommerzienrath, aber quasi amtlich —, daß Herr Hammer die sozialistische Bewegung hier am Ort und in der Umgegend dadurch unterstützt, ja, ihr eigentlich erst auf die Beine geholfen hat, daß er die Führer unter vier Augen ermunterte und in ihren Ansichten bestärkte, daß er ihnen allerlei Broschüren besorgte und zustellte, daß er ihnen nie seinen Rath versagte und höchst wahrscheinlich auch seine vertheilte gewandte und scharfe Feder nicht. Daß er mit seinen Sympathien zu ihnen steht, ist eine große Ermuthigung für die Arbeiter gewesen; er ist allgemein bekannt, beliebt und geachtet, und es hat sich rasch herumgesprochen, daß er zu der radikalen Partei hält und daß die Führer nichts thun, ohne sich seines Einverständnisses vergewisser zu haben. Können Sie es den Leuten verdenken, daß sie an ihn glauben, daß er so manchem eine Bürgschaft für die Richtigkeit der neuen Lehre ist? Und diesen Einfluß werden Sie gewiß nicht unterschätzen. Das alles läßt sich ihm nicht nachweisen, aber ich denke, Sie können die moralische Gewißheit, die ich hege, theilen; Sie wissen, daß ich nicht vorschnell mir eine Meinung bilde.“

„Ich bin so fest überzeugt, als hätten Sie mir die unwiderleglichsten Beweise geliefert; aber was läßt sich in dieser verdrießlichen Geschichte thun?“

„Nichts, Herr Kommerzienrath, als meinen ursprünglichen Rath beherzigen und darüber nachdenken, ob es nicht möglich ist, den Herrn Hammer zu uns herüberzuziehen. So oder so sollte die Sache sich doch machen lassen, wenn auch nicht heute und morgen, und jetzt, wo er bereits eine Autorität ist, dürfte seine Befehrerung aus einem radikalen, neuerungshüchtigen Soulus in einen praktischen, konservativen Paulus einen noch erheblich höheren Werth haben, als damals, als ich zuerst diese Idee hinwarf.“

Der Kommerzienrath, dem die Cigarre längst ausgegangen war, stützte den Kopf in die Hand und sah äußerst nachdenklich aus, doch überraschte es den Landrath keineswegs, daß das einzige Resultat dieses profunden Nachdenkens ein rathloses Achselzucken war. Er stand auf, klopfte Herrn Reichach vertraulich auf die Schulter und sagte mit einer Mischung von Cordialität und Herablassung:

„Nun, nun, kommt Zeit, kommt Rath; suchen Sie nur ernsthaft, so finden Sie auch einen Weg, haben Sie aber den erst, so braucht es nur noch ein wenig diplomatische Gewandtheit, die Ihnen ja vollanz zu Gebote — nein, nein, Herr Kommerzienrath, keine übergroße Bescheidenheit; ich sage nur, was ich denke! Und haben wir ihn erst herum, so trinken wir eine Flasche Sekt in Eis — ja?“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Meisen.

Ein Frühlingsbild.

Der Frühling ist da! Also hat es gerauscht durch die Schöpfung, und der Winter beginnt sein Bündel zu schnüren, wie ein griesgrämiger Alter bei der Ankunft einer Gesellschaft fröhlicher Jünglinge.

Nur Freund Specht bringt es fertig, der Natur das abzulauschen, was so vielen andern Künstlern fehlt, die natürliche Ungezwungenheit in Auffassung der Situation eines Thierbildes. So haben wir sie ja oft gesehen die Meisen in ihren ver-



Allerlei Meisen.

schiedenen Arten, denn es gibt bekanntlich die Schwanzmeise (*Mecistura caudata*), die Kohlmeise (*Parus major*), die Blaumeise (*Parus coeruleus*), die Tannenmeise (*Parus ater*) und die Haubemeise (*Parus cristatus*); sie, diese niedlichen, munteren Thierchen, die uns den Frühling, das Wiederaufleben der Natur verkündigen sollen.

Es war einer der ersten warmen Frühlingstage, als ich mich entschloß, nach monatelangem Siechthum, in dem nahegelegenen Garten eines Freundes von mir, in dessen prächtig angelegten Lauben ein Stündchen Erholung zu suchen. Die Luft wehte balsamisch von den nahegelegenen Blumenbeeten, wo die Hyazinthen

und Tulpen in voller Blüthe standen. Die Lauben sind dicht mit Jasmin umzogen, der beinahe durch die Reihe der Jahre „armstark“ geworden, und die eine Seite derselben lehnt an eine dicht anstoßende Gartenmauer. Diese Ecklaube ist ein wirkliches Erholungsplätzchen; geschützt gegen Regen und Wind kann man es hier anhalten.

Diesen Gedanken, vielmehr dieser Ansicht schienen auch unsere kleinen Freunde, niedliche Kohlmeisen, zu sein, die hier in aller Stille sich unbeobachtet glaubend ihren häuslichen Heerd aufschlagen wollten. Ein in der Mauer befindliches Loch war der ausgesuchte Ort hierzu. Eifrig trug das Weibchen Moos und

Haare herbei, und ich begreife jetzt noch nicht, wo sie dieses Material in der Nähe ausgefundschaftet hatte. Es waren Roß- und Kälberhaare, die dieses kleine Thierchen geschleppt brachte. —

Die bekannteste dieser Meisen ist wohl die Kohlmeise! Wem wäre nicht dieses rufende „Pint=pint=pint“, das „Sittih=sittih“,

das „Zuh-zuh-zuh“, welche Laute diese Thierchen sehr schnell von sich geben, bekannt? „Sizida-sizida“ rufen sie auch.

Die Kohlmeise sucht die Gesellschaft des Menschen unzweifelhaft, und wir finden recht selten einen Garten, in dem dieselbe nicht vertreten. Ende April, Anfang Mai ist die Paarzeit. Da



Paris vor tausend Jahren. (Seite 407.)

trat mein Freund zu mir; ich theilte ihm die gemachten Beobachtungen mit und er erzählte, daß er seit vielen Jahren Kästchen an den Bäumen angebracht, die Thiere jedoch stets sich nach einer solchen Maueröffnung umgesehen. Der Neubau überraschte ihn freudig. Auch in den anstoßenden Gärten wird es sehr lebhaft in der Vogelwelt, es herrscht da ein fideles Leben.

Da sehen wir auch die Blaumeise. Sie ist gering kleiner als die Kohlmeise und hübscher gefärbt. Diese beiden Arten paaren sich gern und scheinen besonders für einander zu sympathisiren. Da hat sich auch ein Chor von lustigen Spazern eingefunden. Sie scheinen auch baulustig. Wie da die Meisen stutzig werden. Sehr oft kommt es hier zu den heftigsten Kämpfen, wie ich

dies vor einigen Jahren zu betrachten Gelegenheit hatte. — Ein schöner Nachmittag verleitete mich, einen Ausflug nach der sogenannten „Hardwaldung“ zu unternehmen. Das Gewitter, welches hier aufgetroffen, hatte sich über den Wald zurückgezogen, eine wahrhaft köstliche Luft erquickte nun Herz und Gemüth. Bald umgab mich dichtes Nadelholz. Siehe da! Auch hier fand ich meinen Freund, es ist die sogenannte Tannenmeise (Parus ater). Diese ist ziemlich groß, weniger schön in der Feder. Diese Tannenmeise ist ein ruhiges Thierchen, es singt nicht übel, und die Töne sind nicht unmelodisch. Hier findet sich auch die Haubenmeise (Parus cristatus). Es ist ein lebhaftes Thier, mit hoher, spitzer Federhaube, die aufrecht hoch getragen wird. Ich habe jahrelang in der Nähe größerer Nadelholzwaldungen gelebt und oft und

nur zu gern stundenlang in denselben verweilt. Es gibt in der That, meiner Ansicht nach, nichts herrlicheres, als so einen recht gefunden Kiefer- oder Fichtenwald. Dort die Mutter Natur so in ihren Einzelheiten, Sonderlichkeiten zu belauschen, ist ein köstlicher Genuß, der, wenn auch vielfach sehr beschwerlich, doch lohnend ist. So kannte ich einen alten Förster, der sämtliche Stimmen der Vögel, wenn dieselben auch außerhalb des Waldes heimisch, nachahmte, und zwar so täuschend, daß er selbst die Vögel täuschte.

Auch ich habe mich gern mit den Vögeln, insbesondere den lebendigen Weisen unterhalten und mir eingeildet, ihre Sprache ein wenig zu verstehen.

Wilh. Gottweis.

Giordano Bruno.

Von Dr. L. Jacoby.

Es war eine wunderbar bewegte Zeit, jener Wendepunkt in der Kulturgeschichte der Menschen zu Ende des fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert, als die tiefe, tausendjährige Nacht des Mittelalters dem Morgenroth einer neuen Entwicklungsperiode zu weichen begann. Als wollten die Menschen in Hast nachholen, was sie durch den Niedergang aller Kultur die vielen Jahrhunderte hindurch versäumt hatten, so drängten sich neue, großartige Erfindungen und Entdeckungen, Blüthe der Kunst, Wiederaufleben der klassischen Studien und vor allem das Aufkommen der Naturwissenschaften in überraschend kurzer Zeit zusammen, mit einander wetteifernd, die ersten Fundamente zu legen für ein neues, schöneres Menschentum. Das wüste, leere und beengte Traumleben voll Aberglaubens und Selbstqualerei, in welchem die Völker unter der starren, die Vernunft ertödtenden Kirchenherrschaft bis zu jener Epoche dahingelebt hatten, kann nicht schärfer verurtheilt werden als durch den bloßen Namen, den man der neuen Zeit gab: man nannte sie das Zeitalter des „Humanismus“, das Aufstehen des Menschentums, so andeutend, daß die dahinterliegende Zeit eine unmenschliche, eine menschenunwürdige gewesen.

Aber nicht so leichten Raufs läßt eine tausendjährige, wenn auch in ihren Grundfesten verrottete Macht sich der Herrschaft berauben. Jahrhundertlang wußte sie den Gegentakt zu führen, mühsam von der Neuzeit Errungenes sich wieder zurückzuerobern, bis das, was als Reformation mit so schönen Ansätzen begonnen hatte, selbst wieder in Verküsterung und Rückschritt versank und von den neuerstandenen Streitern des Menschentums bis auf den heutigen Tag nichts übrig blieb, als der junge Riese der Naturwissenschaften, der denn freilich, gesüßt auf soziale Erkenntnis und auf eine geläuterte Philosophie, die er selbst erst geschaffen, dazu bestimmt ist, allen vernunftfeindlichen Mächten für immer den Todesstoß zu geben und durch die Befreiung von Elend und Sklaverei für die Menschen eine Entwicklungssära herbeizuführen, viel schöner, als sie damals die Verküster der neuen Zeit geahnt.

Auch Einzelopfer, mit Recht beklagt und beweint, kostete gleich von Anfang an jener Kampf, und unter ihnen steht in erster Linie das Bild des Mannes, den unsere Ueberschrift nennt und dessen Bedeutung und Geschick wir heute dem Leser in kurzen Zügen vorführen wollen.

Eine natürliche Frucht jener gährungsreichen Zeit war der Anstoß zu einer Neuentwicklung der Philosophie. Bis dahin hatte das ganze Mittelalter hindurch als eine unantastbare Autorität der griechische Philosoph Aristoteles in Geltung gestanden. Die herrschende Kirche hatte diesen großen Denker gleichsam für sich zurechtgelegt und zurechtgeknetet und in solcher Weise — merkwürdig genug — den heidnischen Philosophen zu einer Stütze des Christenthums gemacht, bewogen zunächst durch die Verührungspunkte, die sie in seiner Darstellung von dem Bau des Weltalls mit der Erzählung der Bibel vorfand. Man fühlte das Bedürfnis, doch wenigstens in etwas, außer den Stützen, welche die Bibel gab, den Kirchenglauben als eine Wahrheit erscheinen und beweisen zu lassen. Dies war die Aufgabe einer philosophischen Richtung, die von der Mitte des ersten Jahrhunderts bis zu Ende des Mittelalters herrschte und welche man die Scholastik nannte. Das Studium des Aristoteles, freilich meist nur an Aeußerlichkeiten haftend und auf Erklären und Auslegen beschränkt, lieferte

den Philosophen der Scholastik ihr Hauptmaterial. Ein Widerstreit gegen die Meinungen und das Ansehen des Aristoteles wurde gefährlich wie ein Angriff auf das Christenthum selbst. Nothwendig mußte daher jede Neubegründung der Philosophie mit der Bekämpfung des Aristoteles beginnen. Ein Vorgänger in dieser Richtung war im fünfzehnten Jahrhundert der Philosoph Nikolaus von Cusa gewesen und ihm folgte nun eine Reihe von Denkern italienischer Schule, welche man wegen ihrer Naturverherrlichung und Naturbegeisterung als Vorläufer der sogenannten „Naturphilosophie“ bezeichnen kann, einer philosophischen Auffassung, die in dem ersten Drittel des gegenwärtigen Jahrhunderts wieder verblühte und Männern, wie Lamark, Treviranus und Oken Gedankenkeime der großen darwinistischen Entwicklungslehre eingab. Vertreter jener Schule im sechzehnten Jahrhundert waren: Cardanus, Campanella, Telesius, der Stifter der ersten Naturforschergesellschaft zu Neapel; der tiefste und bedeutendste von allen aber Giordano Bruno. Neben seiner vorzüglichen Kenntniß der Schriften des Alterthums — das Studium derselben war erst in eben jener Zeit durch die aus Konstantinopel geflohenen Griechen wiederbelebt worden — ist Giordano Bruno ausgezeichnet und charakterisirt durch ein überquellendes poetisches Talent, durch eine reiche schöpferische Phantasie, die ihn in prophetischem Naturgefühl Gedanken finden und Sätze aussprechen läßt, welche später im Weiterbau der Philosophie zur Aufstellung weltbewegender Systeme und zu den folgenschwersten Erkenntnissen geführt haben. In jedem der philosophischen Werke Bruno's spiegelt sich als eine Wahrheit das Wort des Dichters wieder:

„Bringst du harmonisches Gefühl
Mit dir in die Natur hinein,
Ihr ungeheures Chaos wird
Dir Harmonie und Schönheit sein.“

Giordano Bruno wurde in der Stadt Nola in Unteritalien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren. Da der Knabe schon früh ungewöhnliche Geistesgaben verrieth, so brachte ihn der Vater zur weiteren Ausbildung nach Neapel. Nach fünfjährigem Studium daselbst trat er im Jahre 1563 in den Klosterorden der Dominikaner ein. Wir kennen die Beweggründe nicht, die ihn zu diesem Schritte bestimmten; sicher aber ist, daß der feurige Jüngling sich in den Klostermauern nicht glücklich fühlen konnte, obwohl er über zehn Jahre darin zugebracht hat. Die Kühnheit seiner freisinnigen Anschauungen, aus denen er kein Hehl machte, zog ihm den Haß der Klostervorgesezten zu, und mehrmals wegen seiner Aeußerungen mit dem Strafprozeß der Kirche bedroht, entschloß er sich endlich im Jahre 1576 zur Flucht aus dem Kloster. Er selbst nennt in einem Gedicht seinen Klosteraufenthalt „jenes düstere Gefängniß, wo der Irrthum mich so lange Zeit trostlos festgebannet hielt.“

Von dieser Zeit an sehen wir Giordano Bruno ein ruheloses Wanderleben führen, zuerst in den Städten Oberitaliens durch Unterricht sein Leben fristend, dann in Genf sogar eine zeitlang als Korrektor einer Druckerei beschäftigt, dann in Frankreich: in Lyon, in Toulouse und endlich in Paris, wo es ihm gelang, öffentlich an der Universität Philosophie vorzutragen. Sein Freimuth auf dem Katheder, seine Geringschätzung des pedantischen Wesens und vor allem sein Bemühen, das noch immer allmächtige Ansehen des Aristoteles zu brechen, mußte wohl auf die Dauer

seine Stellung unhaltbar machen, obwohl selbst Frankreichs König Heinrich III. sich lebhaft für ihn interessirte, freilich weniger wegen der philosophischen Ansichten des kühnen Neuerers als wegen der „Kunst des Nullus“, einer Art Mnemonik, welche Giordano Bruno mit Eifer ausübte und lehrte. Vom Könige selbst mit einer Empfehlung an den französischen Gesandten in England, de Castelnau, versehen, ging er im Jahre 1583 nach London, wo er im Hause dieses gelehrten und mild gesinnten Mannes eine ehrenvolle Zufluchtsstätte fand. Hier hat er mit der kurzen Unterbrechung eines Versuches, auf der Universität Oxford Philosophie zu lehren, drei Jahre gelebt und seine grundlegenden und bedeutenden Schriften sind hier entstanden. Es sind dies vor allem die drei Werke in italienischer Sprache: „La cena della cenere“ (Das Aschermittwochsmahl), „Del infinito, universo e mondi“ (Von dem Unendlichen, dem Universum und den Welten), und das Hauptwerk „Della causa, principio ed uno“ (Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen). — In dem ersteren Buch preist er u. a., wie vielfach auch in seinen Gedichten, die unwägbare That des Kopernikus, des Entdeckers der Bewegung der Erde, der ihn zuerst aus seinen Irthümern gerissen und die Schönheit und den Glanz der Welt habe erkennen lassen. Die anderen beide Werke geben in schwungvollen Worten und in oft hinreißender Schilderung, wie immer in künstlerischer Form, seine Weltanschauung und seine Grundgedanken wieder. Sie sind es, auf denen sein Ruhm für alle Zeiten beruht. Die allgemeine Substanz, welche das allgemeine Weltall bildet, die alles ist und wodurch alles ist, sie ist ihm das innewohnende Prinzip der Welt, das Wesen und der Quell der Dinge. Er nennt diese Substanz Gott. Sie ist zugleich Wirkung und Ursache, das Ziel und das ordnende Prinzip der Dinge. Diese allgemeine Substanz ist nothwendig unendlich, ohne Anfang, ohne Mitte und ohne Ende; und sie ist auch als das allgemeine in ihrem Wesen von dem Besonderen und den Einzel dingen nicht zu unterscheiden. Diese Substanz, dieser Gott, den Bruno in solcher Form zum ersten mal aufstellt, hat nichts Persönliches an sich; er steht nicht außer der Welt wie der Gott der Religionen und Konfessionen, sondern ist befindlich in den Dingen selbst; er kann sich nicht selber verneinen oder seine Natur verändern; die Nothwendigkeit dieser Substanz ist das Gesetz, welches das Weltall beherrscht. Kein Theil dieser Substanz kann vernichtet werden; könnte dies je geschehen, so bekäme das All eine Lücke und stürzte in sich zusammen. Jedes Ding ist somit ein Theil des Unendlichen und mit diesem von gleichem Wesen; es wird nicht erzeugt und geht nicht unter. „So ist denn,“ heißt es in dem letztgenannten Werk, „diese Substanz, dieses Wesen, das wahre, allgemeine, unendliche, unermessliche, in jedem seiner Theile ganz, dergestalt, daß es das Ueberall selber ist.“ Das Weltall ist befindlich und gegenwärtig in allen Dingen und alle Dinge sind in ihm nicht wie in einem sie umhüllenden, einschließenden Raum, sondern die wahrnehmbaren Dinge sind das Weltall selbst.

Wenn auch ohne den streng logischen Beweis, nur in dichterischen Worten ausgesprochen, treten doch deutlich erkennbar in diesen Sätzen die Grundlagen hervor, auf welcher der Nachfolger Bruno's, der große Denker Spinoza sein epochemachendes System aufbaute. Das Wesen der denkenden Substanz Spinoza's, die nothwendige Unendlichkeit derselben, ja auch ihre Untheilbarkeit ebenso wie ihre Unvernichtbarkeit, sind bereits in den Aussprüchen Bruno's gegeben. Die Berührung dieser Gedanken beider Philosophen kann wohl keine zufällige sein. Da indeß aus Spinoza's Abhandlungen und Briefen nirgend ersichtlich ist, daß er von den Anschauungen Bruno's Kunde gehabt, bleibt dieser so in die Augen springende Zusammenhang noch zu erforschen.

Einen interessanten Beweis dafür, wie Giordano Bruno der unentwickelte Spinoza ist, liefern uns diejenigen Gedichte Goethe's, welche dem mächtigen Eindruck der Lektüre Spinoza's ihre Entstehung verdanken und welche in vielen Stellen klingen, als wären sie direkt den Worten Bruno's entnommen; so z. B. die Worte:

Kein Wesen kann in nichts zerfallen;
Das Ew'ge regt sich fort in allen. —

Was wär ein Gott, der nur von außen stiehe,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen. —

Es muß das erste Aussprechen dieser Gedanken, welche eine so folgenschwere, bis auf unsere Zeit reichende Bedeutung gehabt haben, als eine Großthat Giordano Bruno's anerkannt werden.

Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, eine der größten Errungenschaften der Naturerkenntniß unseres Jahrhunderts, ist hier bereits vorausgeführt, und der Zukunft wird es vorbehalten bleiben, auch das Verdienst Bruno's in der wahren Erkenntniß des Raumbegriffes zu würdigen. Nicht minder bedeutungsvoll ist der Ausspruch Bruno's geworden, daß, wer Philosoph sein wolle, zu Anfang an allem zweifeln müsse. Es ist dies der große Gedanke der Voraussetzungslosigkeit aller wahren Philosophie, und wie für Spinoza die Substanz, so schuf für den Philosophen Cartesius dieser Gedanke Bruno's die Grundlage seines Systems, die Selbstgewißheit des Denkens. Cartesius ging aus von eben diesem Zweifel an allem. Indem aber ein Mensch an allem zweifelt, das heißt alles sich fortnimmt, was er vorher für wahr gehalten, bleibt ihm doch dies eine als unumstößliche Gewißheit bestehen, daß er in seinem Gehirn eben diesen Zweifel vollziehen kann; das aber ist Denken und dieses Denken liefert also offenbar dem an allem zweifelnden Menschen die erste, sichere Erkenntniß, nämlich die von seiner eigenen Existenz. Dies ist die Bedeutung des berühmten Satzes: „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich).

Ein dritter bedeutender Philosoph, Leibniz, der in scharfem Gegensatz zu der einheitlichen Weltanschauung Spinoza's die Philosophie eigenartig entwickelte, erhielt gleichfalls durch einen Gedanken Bruno's den ersten Anstoß zu einer Besonderheit seines Systems, zur Ausbildung seiner Monadentheorie. Um das Weltall zu erklären, nahm Leibniz, während er die Atome, die kleinsten Theile der wahrnehmbaren Substanz, für theilbar ausgedehnt und die ausgedehnte Substanz selbst für todt erklärte, die Existenz von wirklich unausgedehnten, untheilbaren und zwar belebten und beseelten Punkte an, welche der Quell aller Bewegung, Thätigkeit und Veränderung, das Wesen der Einzel Dinge selbst seien; und diese selbstständigen, beseelten Punkte nannte er Monaden. Den Keim dieser Auffassung fand er wiederum bei Bruno, und wir wissen von Leibniz direkt aus einem seiner Briefe, daß er von den Schriften Bruno's Kenntniß gehabt. Auch der Name für Gott in der Darstellung von Leibniz als Monade der Monaden stammt von Bruno.

Und so stehen wir vor der interessanten Thatsache, wie drei große verschiedene Richtungen der Philosophie in den Aussprüchen und Gedanken Giordano Bruno's eine gemeinsame Wurzel haben.

Die Allbeseeltheit des Weltalls, welche gegenwärtig den nothwendigen Hintergrund der immer mehr zur Herrschaft aufsteigenden Entwicklungslehre bildet, wurde von Bruno mit glühendem Eifer verfochten. Wiederholt erklärt er, daß die unzähligen Schaaren der Einzel Dinge im Weltall nicht wie in einem bloßen Raume, sondern eben dasselbe seien wie die Säfte und das Blut, wir würden heute sagen, die Zellen und Blutkörperchen, in dem Organismus eines gemeinsamen, lebendigen Körpers. —

Als der Beschützer Bruno's in London, de Castelnau, im Jahre 1585 nach Paris zurückkehrte, folgte er selbst ihm dorthin. In Paris erschienen in diesem Jahre die beiden satyrischen Schriften Bruno's, die ihm vor und nach seinem Tode viel Haß eingetragen haben: „Spaccio della bestia trionfante“ (Die Austreibung des siegenden Thieres) und „Cabala del cavallo Pagaseo“ (Cabala vom pagaseischen Esel). In den Allegorien des ersteren Buches wurde vielfach die bittere Verpötlung des Papstthums erblickt, von anderen ein Zurückweisen all' und jeder Glaubensreligion. Ein Kirchenlehrer zu Ende des vorigen Jahrhunderts äußert sich voller Entsetzen über das Buch also: „Die verurtheilte von allen seinen Schriften ist diejenige, die den Titel führt: „Die Austreibung des siegenden Thieres“. Der Verfasser wolle in derselben gar beweisen, daß die jüdische, christliche und mahamedanische Religion der heidnischen eigentlich ganz ähnlich sei. Joh. Toland, der das Buch im Jahre 1713 in's Englische übersezte, sagt von demselben: Diese Abhandlung kann nur für Leute taugen, welche gesunden Verstand und Vernunft genug haben, um allen Trugschlüssen gewachsen zu sein.... Es ist aber sicher, daß das siegende Thier nicht allein nach der Redensart jener Zeiten den Papst bedeuten sollte, sondern der unfelige Mensch wollte darunter jede geoffenbarte Religion überhaupt verstanden wissen, von welcher Beschaffenheit sie immer wäre und auf welche Weise sie immer in der Welt die siegende sein möchte. Sowohl die heidnische und jüdische als auch die christliche Religion greift er an und macht sie lächerlich, verwirft sie alle ohne Umschweife und Ausnahmen.“ — Die zweite Schrift, die Geschichte vom pagaseischen Esel, bildet eine von köstlichem Witz und Humor durchwürzte Fronte auf die Glückseligkeit des frommen, geduldigen

Gelthums. Die Scholastik und Aristoteles wird darin nicht minder gezeuget, wie der fromme Aberglaube und die Unwissenheit des herrschenden Christenthums, insbesondere wird von dem Mönchthum jener Tage ein erbauliches Spiegelbild gegeben. Bruno blieb nur ein Jahr in Paris, vertrieben durch die politischen Unruhen und Wirren der Zeit. Nach flüchtigem Aufenthalt in Mainz und Marburg, wo ihm die Erlaubniß, an der Universität Philosophie zu lehren, verweigert wurde, kam er nach Wittenberg, und hier durfte er über ein Jahr verweilen und in Privatunterricht wie öffentlich an der Universität seine philosophischen Anschauungen frei vortragen. Es ist ein schönes Zeugniß für den damals in Wittenberg herrschenden toleranten und echt wissenschaftlich milden Geist, welches Giordano Bruno in einer Dank- und Widmungsschrift an den Senat der Universität niedergelegt hat. Es heißt darin: „Ihr habt mich angenommen und bis auf diesen Tag mit Wohlwollen behandelt, ohne daß ich mich als Bekenner Cures Dogma's hätte erweisen müssen; und obwohl ich vielleicht von allzu großer Liebe für meine Ideen fortgerissen, in öffentlicher Vorlesung solches vortrug, was nicht nur das bei Euch Angenommene, sondern auch die seit Jahrhunderten und überall eingeführte Philosophie auf's tiefste erschüttern mußte, so habt Ihr es doch mir nicht entgelten lassen und mich deshalb angefeindet, und ist keine Schultwuth gegen mich aufgeregt worden; sondern nach dem Glanze Eurer Humanität und Wissenschaft habt Ihr Euch als echte Weise bewährt.“ — Freilich kam bald darnach in Wittenberg eine strengere religiöse Richtung auf, welche den philosophischen Wanderer wieder weiter und schließlich in sein verhängnißvolles Ende hineintrieb. Er ging nach Prag, dann nach Braunschweig und endlich nach Frankfurt am Main. Die frommen Theologen sorgten überall dafür, daß nirgends seines Bleibens lange war. In Frankfurt erhielt er den Brief eines vornehmen Venezianers, Giovanni Mocenigo, dessen Name wegen seiner verrätherischen That an Bruno für alle Zeit an den Pranger geheset ist. Derselbe hatte von der „Nullischen Kunst“ Bruno's gehört, wünschte diese zu erlernen und lud ihn zu sich nach Venedig, ihm Sicherheit des Aufenthalts und der Existenz versprechend. In beklagenswerther Unvorsichtigkeit ließ sich Bruno verleiten, der Einladung zu folgen und kehrte nach vierzehnjährigem Exil wiederum nach Italien zurück. Er kam im Juli 1591 in Venedig an und wohnte im Hause des Mocenigo. Dieser hatte vielleicht in der Kunst des Nullus den Schlüssel zu einem alchymistischen Geheimniß zu finden gehofft, worin er sich getäuscht sah; es bildete sich ein gespanntes Verhältniß zwischen ihm und seinem Lehrer aus, und als Bruno, voll Beunruhigung hierüber, bereits Vorbereitungen zur Flucht aus Venedig getroffen hatte, da überfiel ihn des Nachts im Schlaf sein erbärmlicher Gastfreund und lieferte ihn gefesselt im Frühjahr 1592 der Inquisition aus. Als bald verlangte der Papst in Rom seine Auslieferung, und die Regierung Venedigs, sonst so selbstständig auch der Kurie gegenüber, gab diesem Ersuchen Folge. Acht qualvolle Jahre dauerte im römischen Gefängnisse sein Prozeß. Wir geben nachfolgend die Darstellung seines erschütternden Lebensendes mit den Worten wieder, in denen sein Tod von M. Carriere in dessen Werk „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit“ geschildert wird.

Bruno wurde angeklagt, nicht nur ein Ketzer, sondern ein Ketzerfürst, ein Urheber neuer Irrlehren zu sein. Es lebte damals in Rom ein deutscher Gelehrter, Schoppe, mit lateinischem Namen Casparus Scioppius, der zu Neu-Mard in der Pfalz im Jahre 1576 als Protestant geboren, seinen Glauben abschwor und nun, als ein echter Renegat, ein wüthender Verfolger der Protestanten wurde. Derselbe zählt folgende Ketzerereien von Bruno auf: „Es gäbe unzählig viele Weltkörper, nicht blos einen, die Erde mit dem Himmel, wie die Bibel lehre. Der heilige Geist sei nichts anderes als die Weltseele, und das habe Moses jagen wollen, als er ihn über den Wassern schweben ließ. Die Welt sei von Ewigkeit; Moses habe seine Wunder durch Magie gemacht, worin er den übrigen Aegyptern überlegen gewesen. Er habe seine Gesetze selbst gemacht; die heiligen Schriften seien ein Traum; Christus sei nicht Gott, sondern nur ein ausgezeichnete Magier gewesen u. s. w. Nachdem nun Bruno dem peinlichen Verhör der heiligen Inquisition in Rom Jahre hindurch unterworfen worden, mußte er,“ so fährt der hämische Augenzeuge Scioppius fort, „am 9. Februar des Jahres 1600 mit gebogenen Knien im Palaß des Großinquisitors zu Rom den feierlichen Urtheilsspruch entgegennehmen: Sein Leben, seine Studien, seine Lehre wurden dargestellt, und welchen Eifer die Inquisition angewendet,

um ihn brüderlich*) zu ermahnen und zu befehlen, welchen Trost und welche Gottlosigkeit er aber dagegen bewiesen; dann degra-dirt und exkommunizirt sie ihn und übergaben ihn der weltlichen Obrigkeit mit der Bitte, daß er so mild als möglich und ohne Blutvergießen** (das heißt auf dem Scheiterhaufen! M. C.) bestraft werde. Da dieses geschehen war, sagte er nichts anderes als die drohenden Worte: „Majore forsan eum timore sententiam in me fertis quam ego accipiam.“ (Mit größerer Furcht wohl sprecht Ihr dieses Urtheil gegen mich, als ich es empfangen***). — So ward er denn von den Dienern des Gouverneurs in das Gefängniß zurückgeführt und dort beständig beobachtet, ob er vielleicht noch jezt seine Irrthümer widerrufen wolle; allein vergebens. Heute (am 17. Februar 1600) wurde er also zum Scheiterhaufen auf den Campofiore geführt. Als man ihm, da er schon sterben wollte, das Bild des gekreuzigten Erlösers zeigte, wies er es mit trotzigem Blick von sich zurück, und so verbrannte er und kam elendiglich um, damit er, glaube ich, in jenen übrigen Welten, die er sich dachte, verkündige, auf welche Weise gotteslästerliche und gottlose Menschen von den Römern behandelt werden.“ —

Giordano Bruno hat durch seinen Tod die todüberwindende Macht der Idee glänzend bewiesen. Er ist als ein Blutzuge der Wahrheit gestorben, ein Prophet der Geistesfreiheit und der allgemeinen Menschenliebe. So hat er selber voll Vorgefühls gesungen:

Der schönen Sehnsucht breit ich aus die Schwingen;
Je höher mich die Lüfte heben,
So freier soll der stolze Flügel schweben,
Die Welt verachtend himmelwärts zu dringen.

Und mögt Ihr mich dem Flarns vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
Wohl ahn' ich selbst: einst stürz' ich todt hernieder,
Welch' Leben doch kann meinen Tod erreichen!

Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Berwegener, fliehst du? Wehe! wehe!
Die Buße folgt auf allzu süßen Wagen!

Den Sturz nicht fürchte! ruf ich aus der Höhe.
Auf! durch's Gewölk entpor! und stirb zufrieden,
Ward dir ein ruhmreich edler Tod beschieden.

Wiederum ist heute eine Zeit zurückgekehrt, die wohl Aehnlichkeiten und Parallelen genug darbietet mit der sturmbelegten Periode am Ende des Mittelalters. Wieder neigt sich heute eine abgelaufene Kulturentwicklung dem Ende zu, und eine neue pocht vernehmbar an den Thoren und beginnt Einlaß zu begehren. Aber ein bedeutamer Unterschied waltet ob zwischen jener Zeit und heute. Damals war es eine winzig verschwindende Zahl von Männern, die das Wehen und den Geist der neuen Zeit verstanden; und das Licht einer schöneren Erkenntniß, dessen Bannenträger sie waren, konnte nur einen sehr geringen Theil der Menschen mit seinen Strahlen durchdringen. Diese Nacht lag immer noch, auch später, auf der ungeheuren Mehrzahl der Menschen Jahrhunderte lang. Wenn damals ein Denker wie Bruno oder Spinoza die Augen schloß, so konnten sie für das Seelenleid und die Entbehrungen, die ihnen so vielfach das Leben dargeboten hatte, keinen anderen Trost mit sich nehmen als das innere, unumstößliche Gefühl, daß wohl einmal in einer unbestimmten Zukunft die traurigen Menschenzustände rings um sie her einem schöneren Erdendasein weichen müßten und daß dann auch eine erkenntliche Nachwelt ihres Vorkampfs und ihrer Ideen in Liebe gedenken würde. Ihr letzter Blick aber in der damaligen Gegenwart fiel auf lauter Nacht und auf unabsehbares Elend. Die Epoche, die nun kommen will, stellt eine bei weitem erhöhte Entwicklungspotenz dar in der vorwärts schreitenden Reihe der unendlichen Zeit. Aber nicht nur die Mittel des Kampfes sind gewaltiger, riesenhafter geworden, sondern auch die Kämpfer in ihrer Zahl. Heute ist es nicht mehr ein bloßes Gefühl, welches für die Zukunft Trost gewährt, sondern das erhebende Bewußtsein selbst kann nicht mehr unterdrückt werden — tausend That-sachen verkünden es auch dem blöden Auge — daß zum ersten

*) Durch die Tortur.

** Die Geschichte der Kultur der Menschen kennt wohl kein Beispiel einer blutigeren Heuchelei, als sie in diesen Worten der Religion der Liebe und Barmherzigkeit ausgesprochen ist: „Mild und ohne Blutvergießen.“ Das heißt auf dem Scheiterhaufen.

*** Diese Worte sind seitdem berühmt geworden und wurden noch in neuester Zeit angewendet.

mal jenes Dunkel, welches bis heute auf den Massen lagerte, sich aufzuhellen beginnt, daß diese selbst anfangen theilzunehmen an dem Aufbau einer schöneren Zeit, die ihnen und ihren Kindern und somit der überwältigenden Mehrzahl aller Menschen zugute kommen soll. Dem bequemen Einwand: „Es ist immer so gewesen, es wird immer so sein!“ kannst du heute mit Fug und klarem Blick das Wort Goethe's entgegenhalten: „Und was nie war, nun will es werden!“ und wenn hin und wieder halbverzagte

Stimmen klagen, daß wir auf Vulkanen tanzen, in deren Ausbrüchen mit dem Schlimmen zugleich wohl auch manches Schöne und Gute hinweggeschwemmt und vernichtet werden könnte, so mag ihnen die Wahrheit des Dichterauspruchs zur Beruhigung dienen:

Wo Lavaströme fließen,
Dort wächst der beste Wein;
Drum muthig, ihr Genossen,
Froh wird die Lese sein!

Alte Probleme in modernem Gewande.

I. Der Stein der Weisen.

Angeichts der erfreulichen Thatsache, daß die Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert zu einer nie geahnten Bedeutung sich entwickelt haben, so daß es gegenwärtig kaum ein Gebiet menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit geben dürfte, das sich gänzlich ihrem Einflusse entziehen könnte, dürfen wir es manchen Naturforschern nicht übel nehmen, wenn es ihnen geht, wie es den meisten Emporkömmlingen zu gehen pflegt, sie vergessen nämlich ihren niedern Ursprung oder schämen sich gar desselben, sie vergessen, daß der heutige Stand der Wissenschaft nur erreicht werden konnte durch Benützung dessen, was die vorangegangenen Forscher geschaffen. Dies ist um so ungerechter, als wir heute vielfach noch mit denselben Aufgaben beschäftigt sind, an deren Lösung die Gelehrten des Mittelalters arbeiteten; die Art und Weise, wie, und die Gründe, warum man diese Probleme heute zu lösen sucht, sind allerdings ganz andere, als früher, aber die Fragen, um deren Lösung es sich heute noch handelt, sind dieselben.

Wahrscheinlich würde mancher Chemiker den Vorwurf entrüstet von sich weisen, daß er nach demselben Ziele, wie die Alchemisten strebe — nach der Entdeckung des Steins der Weisen, und er hätte recht, wenn man als dieses Ziel die Erzeugung des Goldes bloß um seines Werthes willen annehmen würde; wenn man aber bedenkt, daß für ernste und gewissenhafte Forscher wie: Albertus Magnus, Geber, Basilus Valentinus u. a., und von solchen kann natürlich nur die Rede sein, nicht von gewissenlosen Abenteuerern und Betrügnern, — deren es ja auch heute noch genug gibt, mehr als zu den finsternen Zeiten des Mittelalters — wenn man bedenkt, daß für diese Männer der Werth des Goldes erst in zweiter Linie oder auch garnicht in Betracht kam, sondern lediglich die Frage, ob ein Metall in ein anderes verwandelt werden könne, so braucht man bloß zu wissen, daß es der Chemie bis heute noch nicht gelungen ist, die Frage: was ist ein Element? zu beantworten, um die Uebereinstimmung beider Fragen klar vor Augen zu sehen. Es ist nämlich eine ziemlich unbestrittene Annahme, daß die sogenannten chemischen Elemente, d. h. die Stoffe, welche wir mit unsern chemischen und physikalischen Hilfsmitteln nicht weiter zerlegen können, nicht die letzten Elemente der Materie sind, sondern durch sehr hohe Hitzegrade, wie wir sie freilich wohl nie künstlich werden erzeugen können, weiter zerlegt werden, so daß sie nur als die verschiedenen Verdichtungszustände eines und desselben Stoffes anzusehen wären, nach welcher Annahme die Verwandlung eines Elementes in ein anderes wohl denkbar wäre.

Unterstützt wird diese Annahme durch die Ergebnisse der Spektralanalyse. Mit Hilfe dieses werthvollen Untersuchungsmittels hat man nämlich gefunden, daß das Licht derjenigen Nebelflecke, welche keine fernen Sternhaufen, sondern glühende Gasmassen sind, hauptsächlich aus zwei Lichtarten zusammengesetzt ist, welche von glühendem Wasserstoff- und Stickstoffgas ausgestrahlt werden. Dieses Resultat befriedigt zunächst wenig, denn wenn dort nach der Kant-Laplace'schen Hypothese Welten ähnlich der unfrigen entstehen sollten, so müßten noch über 60 verschiedene Stoffe dort gefunden werden. Da wir alle Ursache haben, eine Gleichartigkeit des Stoffes, wie wir sie in unserem Sonnensystem beobachten, auch außerhalb desselben vorauszusetzen und in der Bildung jener Nebelwelten Spiegelbilder des Zustandes unserer eigenen Welt vor unendlichen Zeiträumen zu erblicken, so müssen wir versuchen, diese auffallende Erscheinung mit unsrer Erfahrung in Einklang zu bringen, und da gibt nun die Untersuchung des Lichtes der Fixsterne interessante und überraschende Aufschlüsse. In dem Spektrum der hellsten, also auch der heißesten Sterne, wie z. B. des Sirius, treten nur die Linien des Wasserstoff mit etwiger Deutlichkeit auf, und doch sollte man meinen, gerade hier

die meisten Elemente in Dampfform anzutreffen. Bei den Sternen mit gelblichem Lichte, welche in der Abkühlung schon etwas weiter vorgeschritten sind, wie unsere Sonne, erscheinen mehr und mehr von den übrigen Elementen, namentlich Metalle, während chemische Verbindungen bis jetzt noch nicht nachgewiesen werden konnten, welche letztere dagegen bei noch weniger heißen, röthlich leuchtenden Sternen reichlich auftreten, während freier Wasserstoff meist fehlt, da dieser sich mit Sauerstoff zu Wasserdampf verbunden hat.

In der Atmosphäre noch mehr abgekühlter Gestirne, z. B. der meisten Planeten, kommt gar kein freier Metallampf oder Wasserstoff mehr vor, und unser Mond, als Repräsentant einer Klasse von Gestirnen, bei denen die Abkühlung am weitesten vorgeschritten ist, hat überhaupt keine Atmosphäre mehr, auch der Wasserdampf und andere Gase sind verschwunden, vermutlich aufgefangen von der innern Masse des hinreichend erkalteten Gestirns, oder die Meereste sind, wie du Prel annimmt, vergletschert; sie erscheinen als 3—4 Meilen breite Lichtstreifen an den sichtbaren Theilen der Mondoberfläche.

Auf Grund dieser Beobachtungen hat der Astronom Lohyer die Vermuthung ausgesprochen, diese verschiedenen Klassen von Weltkörpern könnten als verschiedene Entwicklungsstufen des Stoffes zu betrachten sein. Aus den Erfahrungen der Chemie ist bekannt, daß eine hohe Temperatur im Stande ist, die Wirkungen der chemischen Affinität aufzuheben, so daß mit ihrer Hilfe jede zusammengesetzte Substanz in ihre Bestandtheile zerlegt wird; man nennt dies erst vor kurzem als allgemeines Naturgesetz erkannte Verhalten Dissoziation, d. h. Auseinanderlösung der Stoffe durch Wärme. Es würde also nur einer gesteigerten Temperatur bedürfen, um den Wasserdampf und alle gasförmigen Verbindungen, die sich in der Atmosphäre der rothen Sterne finden, auf den Elementarzustand zurückzuführen, in welchem sie sich auf den gelb leuchtenden Gestirnen befinden. Die fortschreitende Zahlverminderung der Elementarstoffe auf den heißeren Gestirnen gibt Grund zu der Vermuthung, daß auch die 63 Elemente durch sehr hohe Hitzegrade weiter zerlegt und dissoziiert werden könnten, wonach sie sich, wie gesagt, nur als die verschiedenen Verdichtungszustände eines und desselben Stoffes erweisen würden. Und zwar wäre der Wasserstoff oder ein diesem nächststehender Körper als dieser Grundstoff zu betrachten, aus welchem alle übrigen die Welt bildenden Stoffe hervorgegangen sind; er ist ohnedies der dünnste und leichteste aller bekannten Stoffe und bildet den Hauptbestandtheil der Nebelflecke und der weißen, also heißesten Gestirne.

Dieser Anschauung von der Einheit des Stoffes entspricht die allgemein anerkannte Einheit der Kraft; außerdem wird sie noch durch mancherlei Gründe gestützt: gewisse Regelmäßigkeiten in den die sogenannten Atomgewichte ausdrückenden Zahlen; der Umstand, daß die Wärmekapazität der Elemente dem Atomgewichte umgekehrt proportional sich verhält; sowie verschiedene Analogien unter den einzelnen Elementen, die sich bei ähnlicher Dichtigkeit oft auch chemisch ähnlich verhalten u. dgl., deuten darauf hin, daß der Grundstoff, aus dem ihre kleinsten Theilchen bestehen, derselbe ist.

Damit kämen wir wieder zu der einen Substanz Spinoza's mit ihren beiden Attributen des Denkens und der Ausdehnung, welche in sich selbst untrennbar vereinigt die Bedingungen zur Entwicklung einer Welt enthält. Natürlich darf man die glühenden Gasmassen der Nebelflecke nicht ohne weiteres als diese Ursubstanz betrachten, denn sie sind selbst schon eine Entwicklungsstufe, ein Gewordenes; wer aber den Gedanken des Monismus in der Tiefe faßt, wie ihn Spinoza begründete, der wird keine Schwierigkeit finden, aus diesen Gasmassen, die alle Bedingungen dazu enthalten, ohne fremdes Zutun, die Mannigfaltigkeit des Weltganzen in der Zeit hervorgehen zu sehen.

Komödiantenfahrten zwischen Trapezunt und Sinne.

Von Dr. Max Trautl.

(Fortsetzung.)

Blitz! Wo bin ich hingerathen? Meine Phantasie ging mit mir durch; wir nähern uns ja erst Konstantinopel und ich habe es schon zu schildern versucht. Die spannende Neugier der Passagiere des „Kusrethieh“ nimmt stetig zu; die Kinder unterbrechen ihre Spiele, ihre Mütter verlieren eine Strickmaschine um die andere und den Vätern geht die Cigarre aus. Selbst in den trüben Augen des heute ausnahmsweise nicht betrunkenen Souffleurs oszillirt der letzte Rest seines geistigen Lebens.

Der Bosphorus verengt sich und hat vor Bujukdere das Aussehen des Sognebaler Fjords (Norwegen). Nur die in den Cypressenhainen und Mimosenärten versteckten Fischerdörfer Therapia und Unkarstelesfi mit ihren verwahrlosten buntbemalten Holzhäusern, die sich im Meere spiegeln, mahnen uns daran, daß wir uns der Kalifenstadt am Goldenen Horn nähern.

Bei der nächsten Wendung des Schiffes um das Kap Diestendar Burun ändert sich die Szenerie. Wir sind in den „süßen Wässern Asiens“. Von steiler Felsenwand drohen die Zwingburgen Anatoli-Hissar und Rumeli-Hissar. Hier hatte Theseus' Argo ein Scharmügel mit dem Stythenkönig Amykus, Darius führte hier über eine Schiffbrücke seine Horden zur Anechtung Griechenlands und die Genuesen schlossen Jahrhunderte lang bei Nacht die Passage mit einer Eisenkette ab, damit sich niemand ohne Bosphoruszoll durchschleiche.

Von Arnautköi bis Ortaköi wird der Strand belebt mit Willen, Schößern und den Beider kaiserlichen Palästen Sternenkost und Dolma Bagdsche. Saftiger Wiesengrund und schattige Lauschplätzchen, wohin die Blicke streifen — jetzt entringt sich der Brust ein bewunderndes „Ah“, ein hellschimmerndes Häusermeer erscheint, das weit, weit gegen Süden an der thrakischen Landzunge wie eine Fata morgana in farbigen Nebeln verschwindet; ein Chaos von Farben und Formen, ein unabsehbares Gewirr von Kuppeln, Minarets und Terrassen über sieben Hügel gebreitet, vom hellen Uferstreif der blauen, tiefeingeschnittenen Buchten umsäumt. Unser eisernes Dampfroß steht mit uns vor Topchana (Hafenviertel) im Angesicht des die Uferhöhen hinanflatternden Christenviertels Pera, im Süden Stambul, die kuppelgeschmückte Türkenstadt, und auf dem blauen, vibrierenden Streifen des Goldenen Horn ein Mastenwald von den langen Kolonnen der Schiffe aller Zonen und Völker, plumpe, goldstrotzende Gondeln mit türkischen Würdenträgern, schlante Kaifs (Mietsboote), die wie Forellen zwischen den Wallfischen herumschießen, Ruderschlag und brauender Gisch, schrilles Pfeifen und eintöniger Matrosengesang, Kanonensalven und an beiden Ufern sinnbetäubendes Menschengetümmel.

Wir war Konstantinopel nicht neu, und wie mich der Romanschriftsteller Hackländer vor Jahren herumgeführt, so geleitete ich jetzt meine Kollegen als Cicero durch den Kirchhof menschlicher Größe. Auf einer dieser Wanderungen begegneten wir am Freitag (dem türkischen Sonntag) „dem Schatten Gottes auf Erden“, dem Sultan Abdul Medschid, einem Greis von 40 Jahren. Er schien während des Nittes zur Moschee auf dem von Bagen geführten Pferde zu schlafen. Ein Sinnbild des Islams! Die Pfahlwurzel des Verfalls der Türkei ist der Islam. Seine fatalistische Grundanschauung hat überall, wo er dauernd herrschte, die Initiative des Individuums erstickt und damit die Möglichkeit jedes Fortschreitens vernichtet. Mag der einzelne Mohamedaner noch so strebsam sein — er steht unter dem Kismet, dem blinden Schicksal, und wird von dem Christen überholt, sobald beide bei gleichem Wind und Wetter in die Laufbahn treten. Auf dem Schlachtfelde kann der mohamedanische Turane, der den gesunden Verstand des Menschen, die Kraft des Löwen mit der Treue des Hundes vereinigt, noch bedeutendes leisten — auf der Feldflur, in der Werkstatt und Schule ist er von vornherein verloren. Der Effendi (Beamte) ist ein Automat und Sklave seines Berufes. Die auf Willkür beruhende Regierungsmaschine dreht sich nur auf der Steuerachse. Der Ulema (Lehrer) und Kadî (Richter) ist ein zweibeiniger Koran, in Schweinsleder gebunden. Der Zman (Pfarrer) und der Derwisch (Mönch) sind Faulenzen, die wie überall sich von der Dummheit nützen. Alle zusammen fühlen instinktiv, daß sie nicht nach Europa gehören. Und erst der

Harem — solange dieser besteht, solange gibt es auf dem illyrischen Dreieck keine Jugenderziehung, kein Handwerk, keine Kunst und keine Wissenschaft.

Chateaubrand zeichnet unendlich treffend diese Sachlage, indem er von den Türken sagt, sie seien in Europa gelagert. Vollständiger kann kein Ausdruck die unverkämpfte Sorglosigkeit zur Darstellung bringen, mit welcher dieser ehrliche, aber faule Romadenstamm alles um sich her verfallen läßt.

Das schrieb ich vor 20 Jahren in mein Tagebuch und heute neigt sich unter dem fahlen Scheine des abnehmenden Halbmondes der Thron der Osmaniden zum Sturze in den Hellespont und Mohameds Volk liegt in den Zuckungen des Todeskampfes, getnebelt von den nordischen Barbaren.

Kommen werden die Zeiten, wo Asiens grimmige Horden uns auf's neue den Kampf bieten am Goldenen Horn. Und wie die Väter gesiegt, so können die Enkel erliegen, denn der gläubige Muth fehlt, wie die riesige Kraft.

Dann ergießt sich der Schwarm, geführt von Attilas Schatten, über den Stolz der Kultur ohne Erbarmen daher.

Und seine Erben, die Russen?

Im Jahre 1769 sagte Friedrich der Zweite zu Kaiser Joseph in Reisse, es werde eine Zeit kommen, wo ganz Europa gegen Rußland zusammenhalten müsse.

Es scheint, die Zeit sei da.

Haben denn die Rajahs (Nichttürken) den Rest von Menschenwürde, den ihnen die 400jährige Sklaverei belassen, bewahrt?

Mit nichten!

Der Slave ist das einzige bildungsfähige, aber rohe Zukunftsmaterial. Kein Baustein, nur Mörtel.

Der Jude, wie überall blanker Kieselstein, wie ihn die Fluthwelle der Unterdrückung plättet.

Der Grieche und Armenier — Völkerschutt.

Der berühmte Orientalist Hammer-Burgstall behauptet, die Hunde, unter diesen vierfüßigen Schweinwedlern meint er die Griechen, verdienen gar nicht, daß sich Europa für sie interessirt. Es ist zwar nicht so schlimm, aber auch nicht viel besser.

Es mag wohl im Strapentothe des Phanar (Griechenviertel) manche echte Perle der Weiblichkeit vergraben liegen; um aber dort einen ehrlichen Mann zu finden, muß man eine Diogeneslaterne haben. Und doch werden die Phanarioten von den Armeniern an Geriebenheit noch übertroffen. Hier ein kleines Proöchen davon.

Vor 30 Jahren hatte Konstantinopel, auch das Christenviertel Pera nicht ausgenommen, so gut wie gar keine Straßenbeleuchtung. Mußte man nothgedrungen des Nachts ausgehen, so ließ man sich von einem Kawassen (Polizist) vorleuchten. Befagte zweibeinige Hermandad mußte dem Occidentalen zugleich die biffigen Herren und zahllosen Köter, die in der Dunkelheit ein ohrenzerreißendes Heulkonzert aufführen und mit fanatischer Derwischwuth nach europäischen Schmalhosen schnappen, von den Baden fernhalten.

Zum allgemeinen und freundigen Erstaunen hatte ein armenischer Kaufmann, der „dunkle Ehrenmann“ hieß Basilios Nam, die nachahmungswürdige Idee gefaßt, auf seine Kosten Peras Hauptstraße mit Gas beleuchten zu lassen und bat nach Ausföhrung des Aufklärungswunderwerks, wie es die Türken nennen, den Sultan, die gemeinnützige Neuerung zu besichtigen.

Seine Majestät vergaßen vor lauter Entzücken das Einschlafen im Wagen und befahlen den Ghiaur (Ungläubiger) zur Audienz. Als nun einige Tage später der Armenier in Dolma Bagdsche (Lieblingschloß Abdul Medschids) vor dem Großherrsren knieend sein Taminah (Gruß mit der Hand zur Erde, der Brust und Stirn) machte, geruhte ihn der Badischah mit einer seltenen Auszeichnung zu beglücken, nämlich ihn anzusehen. Direkt darf der Sultan laut Hofceremonie, deren Befolgung der verächtliche Haremsmarschall strenge beaufsichtigt, mit keinem Menschen sprechen; deshalb fragte nach einer feierlichen Pause, während welcher der gähnende Beherrscher der Gläubigen die parfümirten Bernsteinkugeln seines Rosenfranzes mechanisch durch die Finger gleiten ließ, Zzed Effendi, der Geheimschreiber, den Armenier,

welche Gnade er sich für die Gasbeleuchtung erbitte. Unverfroren erwiderte Naum: „Monopol sämtlicher Schaustellungen.“ Der Dragoman (Dolmetsch) sah den Eunuchen (Verschnittenen) und dieser den Geheimschreiber an, der Sultan sah gar niemanden an, denn er schlief schon wieder, aber 8 Tage später überbrachte dem Armenier ein Palikare (Hofgenßdarm) den darauf bezüglichen Ferman (Regierungspatent) und forderte zum Erstaunen Naum's nicht einmal einen Badschisch. (Badschisch heißt wörtlich Tabaksgeld, nicht, wie allgemein angenommen wird,

Trinkgeld.) Der Ferman entschädigte ihn hundertfältig für die Kosten der Gasbeleuchtung, denn er machte ihn zum privilegierten Bampyr aller Theater und Cirkusdirektoren, von deren Bruttoeinnahmen er ihn 20 Prozent Rabatt zu erheben berechnete.

Auch unser Direktor Papanicola mußte zähneknirschend in diesen lauren Apfel beißen. Sein Geschäft um Aufhebung dieser Beutelschneiderei wurde vom Seraskierat abschlägig beschieden. In der Türkei gibt es keine Ausnahmen, weil es dort keine Regel gibt. (Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeit in China. Wie überall, so ist auch in dem Reich der Mitte die Verheirathung zweier Personen von mannigfachen Sitten und Gebräuchen begleitet. Die Hochzeitsgebräuche sind bei Armen und Reichem selbstverständlich verschieden, und wenn ich einer Hochzeitsfeierlichkeit aus der vornehmeren Welt gedenke, so hoffe ich, nächstens eine solche aus den unteren Ständen vorsehen zu können. Auch in China ist die Verheirathung zweier Personen ein sehr wichtiges Ereigniß, und schon lange vorher werden dazu bedeutende Vorkehrungen getroffen. Der Vater des Bräutigams ist verpflichtet, seiner zukünftigen Schwiegertochter bedeutende Geschenke zu machen, die in Bezug auf ihren Werth sich nach den Vermögensverhältnissen desselben richten. Die Eltern der Braut sorgen für die Aussteuer, die aus kostbaren und mit schöner Stickerei versehenen Gewändern, goldenen Spangen und Armbändern und dergleichen besteht. Sehr häufig ist es auch Sitte, ihr eine Sklavine zur Bedienung mitzugeben. Für das junge Paar ist meistens ein eigenes Haus hergerichtet worden. Für die Ausschmückung mit Tapeten und Teppichen sorgen die reichen Freunde der Familie. Oft findet man die kunstvollsten Bilder in dieselben gestickt, und alle enthalten die Glückwünsche in vergoldeten oder dunklen Sammetbuchstaben. Am Vormittage des festgesetzten Hochzeitstages versammeln sich die geladenen Gäste im Hause des Bräutigams und können nicht müde werden, all die Geschenke von neuem zu betrachten und zu bewundern. Sind alle beisammen, so wird die Braut abgeholt. Eine Musikbande schreitet vor ihr her und verflündet durch die schönsten Töne das Jaßen der rothen Brautsänfte. Raketen und andere Feuerwerkskörper werden vor dem Hochzeitshause abgebrannt, und der Lärm steigert sich von Minute zu Minute, bis man die Sänfte in dem Empfangszimmer abgesetzt hat. Von hier bis nach dem Brautgemach sind fast immer rothe Teppiche gelegt. Die älteste Dame der Gesellschaft begrüßt die Braut mit einigen beglückwünschenden Worten, worauf sie von den Dienerinnen zu dem Bräutigam geführt wird, der ihrer im Brautzimmer harret. Im Empfangszimmer wird jetzt alles zur Ceremonie bereit gemacht. Zwei große rothe Kerzen brennen auf dem Tisch und neben ihnen liegen einige Geschenke, beispielsweise ein Badet Gabeln, ein Spiegel, ein Maß, eine Geldwaage, nie aber fehlen zwei kleine Hähne aus weißem Zucker und zwei durch eine rothe Schnur verbundene Becher. Zuerst tritt der Bräutigam herein und stellt sich vor den Tisch, nach ihm wird die Braut hereingeführt und nimmt an seiner rechten Seite Platz. Beide werfen sich darauf viermal gegen den freien Himmel hin auf die Knie, wechseln die Plätze und knien abermals viermal nieder. Dann tritt der Bräutigam seiner Braut entgegen und zum drittenmal wiederholen sie das viermalige Niederknien. Eine Mischung von Wein und Honig wird aus dem einen Becher mehreremal in den andern gegossen und abwechselnd an den Mund des Bräutigams und der Braut gebracht, ohne daß sie davon trinken. Auch die Zuckerhähne werden beiden hingehalten, und in gleicher Weise verfährt man mit allen übrigen Geschenken. Jetzt ist die Ceremonie beendet, und die Braut wird unter Vorantragen der rothen Kerzen in das Brautgemach zurückgeführt, während der Bräutigam in dem Empfangszimmer verbleibt. Die weiblichen Gäste begeben sich jetzt zu der Braut, um sie und ihre Kleidung in Augenschein zu nehmen, denn bis jetzt war sie noch immer durch einen großen rothen Schleier verhüllt. Ohne Scheu tabelt jede rücksichtslos, was sie an der Braut anzusehen hat. Ihr Anzug, ihre Armbänder, ihre Fingerringe, ja selbst ihre Füße werden genau betrachtet und gelobt oder getadelt. Der Bräutigam nimmt unterdeß die ganz besonderen Glückwünsche der männlichen Gäste entgegen. Am Abende aber vereinigt ein großes Fest alle Geladenen, und oft kehren erst mit Andbruch des Tages die frohlichen Hochzeitsgäste in ihr Heim zurück. H. St.

Paris vor tausend Jahren. (Bild Seite 401.) Unser Bild führt uns in die ferne Vergangenheit der französischen Haupt- und Weltstadt, die mehr als jede andere Stadt der Erde ein Recht hat, sich die geistige Hauptstadt der Welt zu nennen. Der großen Gegenwart, deren sich Paris erfreut, und die durch die kindischen Desapitalisierungsversuche seiner neuesten Regierer nicht im entferntesten getrübt werden konnte, entspricht seine Bedeutung in einer fast zweitausendjährigen Vergangenheit. Schon als der historisch größte Römer, Cäjus Julius Cäsar, ganz Gallien, das Frankreich der Neuzeit, der römischen Welt herrschte unterwarf, stand am Orte der heutigen Cité (der Altstadt) von Paris die Hauptstadt des keltischen Volksstammes der von den Römern sogenannten Pariser, von diesen Lutetia, d. i. Wasserwohnung, von den Römern Leucotetia oder Lutetia Parisiorum, die Kothstadt der

Pariser, genannt. Im Jahre 54 vor Chr. berief Cäsar eine Versammlung von Abgeordneten der gallischen Stämme nach Lutetia, das er nach der Zerstörung im Kriege wieder aufbauen und mit Befestigung versehen ließ. Späterhin war die Stadt vorübergehend Aufenthaltsort mehrerer römischer Kaiser, unter anderm auch der Julian des Abtrünnigen, der daselbst 360 von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen wurde. Um dieselbe Zeit ungefähr wich der Name Lutetia dem andern, Civitas Parisiorum, der bald in Parisia abgekürzt ward. 486 endlich nannten die Franken, nachdem sie die Stadt sich unterworfen hatten, dieselbe Paris. 508, drei Jahre vor seinem zu Paris erfolgten Tode, machte der Frankenkönig Chlodwig Paris zur Hauptstadt seines Reichs. Seit dieser Zeit, also jetzt seit 1370 Jahren, ist es der Mittelpunkt, das Herz des Frankenreichs geblieben. Von nun an vergrößerte es sich rasch, Handwerke und Künste kamen in Blüthe und der Handel die Seine hinab machte die Einwohner wohlhabend. In der Mitte des 7. Jahrhunderts ward das berühmte große Krankenhaus, das Hotel Dieu, gestiftet und am Ende des achten stiftete Karl der Große Paris mit einer Normalschule aus, welche sich späterhin zu der das geistige Leben von ganz Europa lebhaft beeinflussenden Universität entwickelte. Im 9. Jahrhundert, in das uns unser Bild versetzt, war es den feindlichen Anfällen der Normannen ausgesetzt, welche, die Seine hinauf fahrend, ihre Raubzüge über den ganzen Norden von Frankreich erstreckten. Ueber die damalige Größe der Stadt ist uns nichts genaues bekannt; erst aus dem 13. und 15. Jahrhundert sind zuverlässige Angaben aufbewahrt, nach denen die Einwohnerzahl damals schon auf 150,000 und im 15. Jahrhundert auf 300,000 angewachsen war. Daß schon vor tausend Jahren in der mächtigen Seinstadt ein reges, vielseitiges Leben herrschte und daß die früh entstandene Wohlhabenheit des glücklich situirten Theils seiner Bewohnerchaft auch durch die Raub und Mord drohenden Kämpfe mit den Normannen nicht vernichtende Schläge empfangen hat, das zeigt recht lebendig unser auf engem Raume eine Fülle verschiedenartiger Erscheinungen darbietendes Bild.

Wirkung des Kamphers auf Erregung des Pflanzenlebens.

In einer der vorhergegangenen Nummern der „Neuen Welt“ war vom ärztlichen Standpunkt aus die das thierische Leben zwar erregende Wirkung des Kamphers besprochen, aber auch auf die Bedenklichkeit des Gebrauchs desselben als Medicament ohne ärztliche Anordnung und besonders auf die Sinnlosigkeit einer Verwendung als Universalmittel und einer darauf basirten sogenannten Heilmethode hingewiesen worden. Von Interesse und Nutzen dürfte dagegen die Kenntniß seines Einflusses auf das Pflanzenleben sein. Es wurde schon im vorigen Jahrhundert beobachtet, daß in Wasser, in dem etwas Kampher gelöst war, frisch abgeschchnittne Zweige des Fliederstrauchs sich viel länger frisch erhielten, als in reinem Wasser. Diese Versuche hat man neuerdings bestätigt gefunden. Man hat dann ferner Samen von verschiedenen Gemüsepflanzen und Blumen in Kampherwasser zum Keimen gebracht und beobachtet, daß mit wenigen Ausnahmen der Prozeß viel rascher vor sich ging, als wenn man reines Wasser verwandte. Von Gemüsesamen waren es besonders Kresse, Rettig, Gurken, Bohnen. Bei Kreesamen trat die Erscheinung nicht ein, wovon irgend welche nicht bekannte besondere Zufälligkeiten die Ursache sein können. Nun bringen zwar auch andre anregende Mittel, wie Chlor, Jod, Terpentinöl ähnliche, die Keimung beschleunigende Wirkung hervor, aber die Keimlinge werden in ihrer weiteren Entwicklung gehemmt und gehen, wie vergiftet, bald zugrunde. Das ist jedoch bei den in Kampherwasser entwickelten Keimlingen nicht der Fall. Sie entwickeln sich auch weiterhin kräftig und frisch. — Diese Beobachtungen können also von Gärtnern, sowie für die Blumenzucht im Zimmer mit Nutzen verwerthet werden. R.-L.

Milchbier. In einem Vortrage, den Chevallier über das Bier und seine Wichtigkeit als gesundheitsliches Mittel hielt, betrachtet er das Bier als ein sehr nützlich Getränk, da es mehrere, die Ernährung befördernde Salze enthält, daneben leicht assimilirbare stickstoffhaltige Substanzen und eine Menge die Respiration unterstützende Stoffe. Er erwähnt als ein neues Produkt das Milchbier (bière de lait, milk-beer), das dazu bestimmt scheint, in der Hygiene der Ernährung eine wichtige Stelle anzunehmen. Es besteht aus denselben Bestandtheilen wie gewöhnliches Bier, nur wird beim Brauen statt Wasser Milch angewandt. Es hat eine gelbliche Farbe und eine Dichtigkeit von 0,980,

während anderes Bier nur 0,950 hat. Sein Geschmack ist angenehm, nicht so bitter wie andere Malzpräparate. Es enthält 5,5 Prozent Alkohol, 9 Prozent Extrakt und ergibt 7,7 Prozent seines Gewichtes Mähe. Dr. B. H.

Um Erdwürmer zu vertreiben oder zu tödten bedienen sich die griechischen Gärtner und Landbauer einer Abkochung der bitteren Lupine, zusammen mit Oleanberblättern und Tabak. Diese Flüssigkeit wird zum Begießen gebraucht, und die Würmer sterben entweder davon oder ziehen sich tiefer in die Erde zurück, während die Nutzpflanzen, wie Artischocken, Salat, Radieschen u. s. w., nicht beschädigt werden und auch den bitteren Geschmack nicht annehmen. Dr. B. H.

Man kann Getränke im Sommer auch ohne Eis auf folgende Weise unter die Temperatur des Wassers bringen. Man gieße die betreffende Flüssigkeit in eine Flasche, umwicke diese mit einem durchnähten Tuch und setze sie der Zugluft, wömmöglich nach Norden, aus; auch begieße man das Tuch von Zeit zu Zeit. A. G.

Ärztlicher Briefkasten.

Berlin. Fabrikarbeiter B. Wie oft sollen wir es denn nur an dieser Stelle wiederholen, daß sich der Geschlechtsphäre angehörige Krankheitsformen nicht zur öffentlichen Besprechung eignen, sondern eventuell der privaten Korrespondenz, falls die Adresse und nicht, wie von Ihnen, bloß ein Buchstabe angegeben ist, überlassen bleiben müssen! Daß Leute wie Sie in der Regel an auffälligen Ernährungsstörungen leiden und von ihren Bekannten für schwindelhaft gehalten werden, ohne daß sie es wirklich sind, steht fest; ebenso die Thatsache, daß sie durch die mannichfachen Nervenstörungen, durch Ueberempfindlichkeit oder Abgestumpftheit des Gehörs und Gesichts, tonvulsivische Muskelzuden, Herzklappen, Herzschmerz u. s. w. in hohem Grade hypochondrisch werden und vom Arzte zum Charlatan und Quacksalber und von diesem wieder zum Arzte laufen, allerlei Schwindelmittel brauchen und sich nicht bloß den Magen verderben, sondern sich auch pekuniär von diesen kurzwüthigen Vampyren ansaugen lassen. Die wenigsten solcher Kranken bedürfen ärztlicher Behandlung, die meisten werden durch angemessene Diät geheilt. Keuscher Lebenswandel, vollständige Enthaltung von jener üblen Gewohnheit, nahrhafte, aber reizlose Kost, Bädungen und Abreibungen mit kühlem Wasser, frische Luft, anhaltende und ernste Thätigkeit, das sind die Kardinalmittel für solche Kranke. Der Arzt, der Ihnen dies alles anrieth, war ein sehr vernünftiger Mann; Sie haben gar keine Ursache, noch bei uns anzufragen, „ob denn die Sache nicht etwas energischer angefaßt werden müsse, vielleicht durch die Tiedemaynschen Präparate?“ Gute Kost, frische Luft und kühles Wasser sind eben sehr energische Heilmittel, trotz gegentheiler Meinung der mit dem Doktor-, Medizinalrath- und Professortitel geschmückten „Männer der Wissenschaft“. Die alten Raubritter lauerten dem harmlosen Wanderer im Busche auf; heute sitzen sie in den Inseratenpakteten unserer Zeitungen. Jene hat vielleicht etwas „Nitterslichkeit“ häufig davon abgeholt, einen wehrlosen Kranken zu plündern; dem modernen Raubritter ist dies gleich, er fällt jeden an, selbst den Sterbenden, ebenso wie die Hyäne des Schlachtfeldes den verwundeten Soldaten.

Leipzig. H. Ihr auf eine Notiz in der Redaktionskorrespondenz der Nr. 30 bezüglicher Wunsch, es möge der Rath zu Bremen veranlaßt werden, dem feineren Roland auf dem dortigen Marktplatz die großen Füße zu beschneiden, damit sich die bremenser Frauen nicht mehr an denselben „versehen“ und Kinder zur Welt bringen, welche übermäßig große Füße haben, würde diese — wie Sie behaupten, in Bremen allgemeine — Landplage wohl kaum austrotten. Das „Versehen“ der Frauen in interessanten Umständen wird von der modernen Medizin gänzlich gelugnet und in das Reich der Fabel verwiesen. Wäre etwas an diesem Aberglauben, so würde wohl jeder Mensch ein solches Andenken an die nervöse Ueberempfindlichkeit seiner Mutter an sich heruntrennen und wir würden manches Monstrum zu sehen bekommen. Unser Leben und Dasein ist ehernen Gesetzen unterworfen. Wenn wir behaupten wollen, daß das Abbild einer Maus oder Ratte, über welche die Mutter erschreckt ist, auf dem Körper des Fötus sozusagen photographirt erscheinen könne, so würde dies immer oder wenigstens häufiger geschehen. Solche Mängel werden vielmehr meist auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl vererbt, wie sich dies in einzelnen Familien aus den sog. Erbfehlern (krumme Fingerglieder, monstrosöse Nasen, herabhängende Unterlippen, abnorme Stellung der Zähne u.) konstatiren läßt. Ob aber die bei der Thierzucht mit so gutem Erfolge

geübte künstliche Zuchtwahl auch bei den Menschen gleiche Erfolge ergeben wird, das ist noch die Frage. Versuche in dieser Beziehung führten vielmehr zu negativen Resultaten, wie z. B. der des preussischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm, der seinen längsten Gardejohabaten mit einer Riesenjüngfrau zusammenschuppelte und beide auf der Pfaueninsel internirte, um ein Riesengeschlecht zu erzielen. Es kamen aber ganz gewöhnliche Kinder zur Welt. Den Bremensern würde es mit ihren Noldenwaisen, wenn sie die künstliche Zuchtwahl und Kreuzung mit einer kleinfüßigen Rasse, versuchten, kaum anders ergehen. Vom ästhetischen Standpunkte aus aber haben Sie recht.

Königsberg. J. S. Im allgemeinen wird ein täglich einmaliger, zu bestimmter Stunde erfolgender, weder zu harter, noch zu weicher Stuhl als regelmäßig bezeichnet. Eine dauernde Zurückhaltung der Kothmassen von je über zwei Tage, nennt man habituelle Stuhlverstopfung. Doch kommen von obiger Regel mannichfache Abweichungen vor, täglich zwei- bis dreimaliger Stuhl, oder nur alle 3—4 Tage Stuhl, bei vollkommenem Wohlfühlen. — Wegen Ihres katarrhalischen Leidens konsultiren Sie einen dortigen Arzt.

Fr. R. B. in Lichtenstein findet eine Antwort auf seine Frage im Briefkasten von Nr. 26; Sandabreibungen können ihm nichts nützen; F. in Hamburg, K. L. in Magdeburg, H. C. B.—n, H. R. und B. L. in Berlin wollen sich die im Eingange des heutigen Briefkastens befindliche Epistel ad notam nehmen. G. W. und F. H.—I in Berlin wollen die Adresse angeben; Karl W.—e in Berlin sich an Herrn Prof. Freyrichs wenden, da wir ohne persönliche Untersuchung nicht entscheiden können, wer von beiden Ärzten recht hat. Ebenso wolle der „Abonnent in Plauen“ einen dortigen Arzt konsultiren. — Die übrigen, bis zum 9. Mai eingegangenen Briefe, welche eine genaue Adreßangabe und wenigstens das Porto zur Rückantwort enthielten, sind direct beantwortet worden. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Jülich. C. K. Das Mpt, um dessen Prüfung Sie mich im J. 1874 ersucht haben, ist, wie ich es Ihnen feinerzeit angeündigt habe, 1875 an Sie zurückgeschickt worden. Daß Sie dasselbe jetzt in ziemlich unmanierlicher Weise reklamiren und zwar nachdem Sie volle drei Jahre für die sozialistische Partei in Deutschland sowohl als für mich verschollen waren, nachdem Sie auch jahrelang gegen die im „Volkstaat“ feinerzeit wider Sie erlassene Warnung nichts einzuwenden hatten, zeigt zur genüge, wie Sie sich verhalten. Bei der Gelegenheit sei Ihnen übrigens nicht verschwiegen, daß mir insbesondere Ihre Handlungsweise an Ihrem Parteigenossen und Freunde in W. und dessen Frau den Wunsch veranlaßt, nie wieder mit Ihnen in Verkehr zu treten. G.

Köln. G. W. Alle bisher erschienenen Nummern der „R. W.“ sind noch zu haben. Drei Nummern der Kreuzband zugesandt kosten 40 Pf. **Bahylon** (Nordamerika). Henry Hoppe. Wenden Sie sich an die Expedition des „Sonnens“, Leipzig, Färberstr. 12; dieselbe sendet Ihnen auf Wunsch ein Schriftenverzeichnis ein.

London. Willm. Ridgway, Ihr Wunsch wird baldmöglichst erfüllt werden. **Langallen.** B. B. Von Ihrer ziemlich umfangreichen Einwendung verstehen wir absolut nichts weiter, als daß Sie der „R. W.“ wohlwollen, und das ist uns angenehm. **Dresden.** Frau Eugenie Klenisch. Wir haben, verehrte Kollegin, mit Vergnügen von Ihrer Erinnerung Notiz genommen, daß Sie bereits seit ca. fünf Jahren die Redaction eines der sozialistischen Partei dienenden Journals führen. Dasselbe ist allerdings wohl nicht als ein politisches Organ im engeren Sinn, wie wir sie bei Abfassung der Korrespondenzbemerkung in Nr. 31 im Auge gehabt haben, zu betrachten; zudem bestätigt die eine Ausnahme, daß die Regel so lautet, wie wir ausgesprochen.

Gotha. E. L. Das „Nachdruck verboten“ bezog sich nicht auf den Text des betreffenden Artikels.

Gaynau. K. H. Herr Dr. Müllerger ist leider noch immer zu sehr mit anderen Arbeiten überladen, um für die nächste Zeit eine Fortsetzung seiner astronomischen Artikel liefern zu können.

Würzburg. Fabrikarbeiter B. S. Das zuletzt eingekündete Silberathel ist gut und wird bald verwendet. Von früher nicht acceptirten Sendungen können wir nachträglich keine eingehendere Beauftragung liefern.

Berlin. Maschinenbauer M. S. Ein Staatsanwalt kann schon darum nicht wegen wissenschaftlicher Denunziation belangt werden, wenn er eine offenbar unbegründete Anklage erhebt, weil er nicht denunzirt, sondern eben anklagt; außerdem möchte auch der Nachweis der wissenschaftlich unbegründeten Anklage, besonders in politischen Dingen, kaum in zwingender Weise zu führen sein. Uebrigens — verzeihen wir doch den Staatsanwälten die kleine Schwäche, welche sie oft in recht unschuldigen Handlungen und Worten eines Sozialdemokraten ein kleines Verbrechen erblicken läßt! — Ko. Frol. Dank für die eingekündeten Nebst. Einige davon sind wohl etwas klein. — Mehrere Quartier-Interessenten. Dr. Dr. G. V. läßt seinen Ventilationsapparat von einem hiesigen Mechaniker konstruiren. Sobald derselbe fertig sein wird, soll derselbe in der „R. W.“ beschrieben, vielleicht auch abgebildet werden. — M. H. (Weissenau). Wir haben Ihre naturwissenschaftliche Arbeit unsem Freunde A. L. zur Durchsicht eingekündet und bei demselben angefragt, ob er zu einer Korrespondenz, wie Sie sie wünschen, bereit ist.

Darmstadt. S. K. Dank für frdl. Auskunft. **Darmstadt.** Buchhandlung H. Sch.: Wittigiren. K.; Wilsdruff. D. S. Ihre Wünsche der Expedition übermitteln.

Berlin. A. R.: Straßburg. H. S.; Magdeburg. H. L.; Chemnitz. R. Sch.; Leipzig. A. D.; Braunschw. M. L.; Kopenhagen. P. R.; Innsbruck. S. D. Komete. K.; Landau. J. H. Die eingekündeten Gedichte und kleinen Abhandlungen sind für uns nicht verwendbar. Entweder leiden sie an Formschwächen oder sie zu unbedeutend oder sie würden, wie das des Magdeburger H. L. die Staatsanwalter's Kerven zu stark angreifen.

Berlin. A. Bl.: Hamburg. J. J. Sch.; Frankfurt. Ingenieur H. F.; W. Dr. M. L. und mehrere andere. Ihre Einwendungen werden demnächst geprüft.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 13. Mai.)

Inhalt. Ein verlorener Posten, Roman von R. Lavant (Fort). — Allerlei Meisen, von Dr. W. Gottweis (mit Illustration). Giordano Bruno, von Dr. L. Jacoby. — Alte Probleme in modernem Gewande (I. Der Stein der Weisen). — Komödiantenfahrten zwisch Trapezunt und Fiume, von Dr. Max Trausil (Fort). — Eine Hochzeit in China. Paris vor tausend Jahren (mit Illustration). Wirkung d Kamphers auf Erregung des Pflanzenlebens. Milchbier. Gegen Erdwürmer. Frischerhaltung von Getränken im Sommer. Ärztlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Magdowerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II. Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.